

KATHOLISCHE SonntagsZeitung

FÜR DEUTSCHLAND

128. Jg. 30./31. Januar 2021 / Nr. 4

www.katholische-sonntagszeitung.de

Einzelverkaufspreis 1,85 Euro, 2063

Zuversichtlicher Blick auf den Kirchentag



Der Vatikan hat die Bedeutung der Ökumene betont. Das freut auch Bischof Gerhard Feige. Im Interview spricht er über Perspektiven für ein gemeinsames Abendmahl und den Kirchentag 2021. **Seite 16/17**

Reich an Farbe, reich an Symbolik



Bunt gefärbt und fröhlich singend zeigt sich der Stieglitz in der Natur und häufig auch auf Gemälden. Wegen seines rot gemusterten Köpfchens gilt er unter anderem als Sinnbild für die Passion Christi. **Seite 25**

Die Bergmannsmarke half Laschet zum Sieg



Mit der Bergmannsmarke seines Vaters punktete Armin Laschet bei der Wahl zum CDU-Vorsitzenden. Der neue Parteichef wuchs im katholischen Umfeld auf und war einst Ministrant. **Seite 5**

Vor allem ...

Liebe Leserin, lieber Leser

Man kann Joe Biden für seine neue Aufgabe nur alles Gute wünschen. Der auf eine alte Familienbibel vereidigte US-Präsident (siehe Seite 2/3) braucht große Kraft und Klugheit, Verhandlungsgeschick sowie Ausstrahlung. Auch gehört eine Eigenschaft dazu, die heute eher selten gewürdigt wird: Bescheidenheit.

Zur Erinnerung: Als am 8. November 2016 Donald Trump gewählt wurde, stellte dies eine schallende Ohrfeige für das politische Establishment dar. Jene, die ganz nah an den Fleischtöpfen der Macht saßen, hatten nicht einen Augenblick am Sieg Hillary Clintons gezweifelt, obwohl diese als geld- und machtgierig galt. Auch die meisten Journalisten waren vom Sieg Clintons überzeugt.

Hochmut kam vor dem Fall. Es rächte sich damals, dass das flache Land und angeblich unbedeutende Unterschichten einfach übersehen worden waren. Wenn Biden jetzt dauerhaft Erfolg haben will, muss er sich dieser Gruppen annehmen und ihnen die Gewissheit geben, dass sie dazugehören. Nur dann kann gelingen, was er selbst als Heilung der amerikanischen Seele bezeichnet hat – der Ausgleich und die Versöhnung von Spaltungen.



Ihr
Johannes Müller,
Chefredakteur

Nonne als vielfache Mutter

Schwester Lucia brachte es bei ihrer Verabschiedung im Caritas-Baby-Hospital in Bethlehem selbst auf den Punkt: „Eine Ordensschwester kann wirklich eine Mutter sein“, erklärte sie schmunzelnd. Und zwar nicht nur einfache, sondern vielfache Mutter: In den 18 Jahren ihrer selbstlosen Tätigkeit verhalf sie etlichen Kindern zum Leben. **Seite 13**

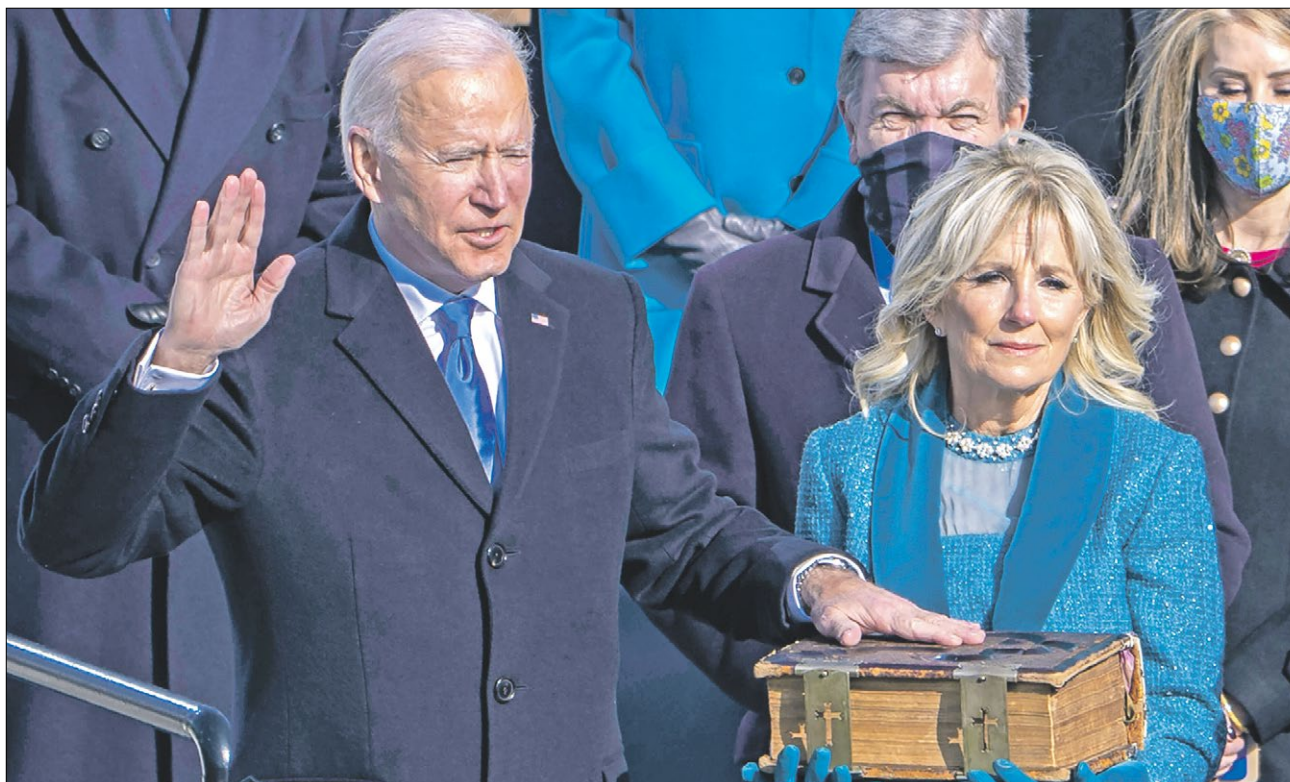


Foto: Meinrad Schade/KHB

VOR DEM EID IN DIE KIRCHE

Amtsantritt mit Bibel

Joe Biden startet schwungvoll und mit Glückwünschen vom Papst – US-Bischöfe zeigen sich uneins in Bezug auf den katholischen Präsidenten



▲ Die Hand auf die Bibel gelegt, die seine Ehefrau Jill hielt, leistete Joe Biden den Amtseid als neuer US-Präsident. Schon seit 127 Jahren ist das Buch im Familienbesitz. Fotos: imago images/UPI Photo

WASHINGTON (KNA) – Mit der Hand auf einer alten Bibel seiner Familie hat Joe Biden am Mittwoch voriger Woche den Amtseid als 46. Präsident der USA abgelegt. Unter den weltweiten Gratulanten des 78-Jährigen war Papst Franziskus. Innerhalb der katholischen Bischofskonferenz der USA, die in Biden erst zum zweiten Mal in der US-Geschichte einen Katholiken an der Spitze des Landes sieht, ist unterdessen ein Streit darüber entbrannt, wie man zu ihm stehen soll.

Die Bibel, mit der Biden unter strengsten Sicherheitsauflagen und öffentlichen Coronabeschränkungen den Amtseid leistete, befindet sich seit 127 Jahren im Besitz der Bidens. Die Urgroßeltern des neuen Präsidenten hatten sie 1893 erworben. Vor Biden war Kamala Harris als erste schwarze Vizepräsidentin der USA vereidigt worden. Bidens Vorgänger Donald Trump nahm nicht an den Feierlichkeiten teil.

In seiner Rede zum Amtsantritt, der „Inaugural Adress“, mahnte Biden seine Landsleute zur Geschlossenheit. Zugleich betonte er, ein Präsident für alle Amerikaner sein zu wollen. Ohne Trump namentlich zu erwähnen, prangerte Biden Lügen an, die aus Macht- oder Profitgier in Umlauf gebracht worden seien. Zum Ende seiner Ansprache rief er zu einem stillen Gebet im Gedenken an die Corona-Toten auf. Bereits im Vorfeld hatte Biden angekündigt, dem Kampf gegen die



▲ In der Antrittsrede rief Biden, der auch den heiligen Augustinus zitierte, zur Einigkeit des amerikanischen Volkes auf.

Pandemie oberste Priorität einräumen zu wollen. Coronabedingt fand die Amtseinführung anders als sonst ohne Massenpublikum statt. Den Tag hatte Biden mit einem Gottesdienst in der katholischen St.-Matthew-Kathedrale begonnen. Der 78-Jährige ist nach John F. Kennedy erst der zweite Katholik an der Spitze der Vereinigten Staaten. Ein Höhepunkt neben dem musi-

kalischen Rahmenprogramm unter anderen mit Lady Gaga und Jennifer Lopez war der Auftritt der 22-jährigen Dichterin Amanda Gorman. In ihrem Gedicht „The Hill We Climb“ („Der Hügel, den wir erklimmen“) thematisierte sie die aktuellen gesellschaftlichen Verwerfungen in den USA und die Hoffnung auf eine friedvolle Zukunft.

Die US-Bischöfe signalisierten in einer Stellungnahme die Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit der neuen Regierung, auch bei umstrittenen Themen. Zugleich kritisierte der Vorsitzende der US-Bischofskonferenz, Erzbischof Jose Gomez, Biden in ungewöhnlich offenen Tönen für dessen Haltung etwa in der Abtreibungsdebatte. Der Präsident wolle Maßnahmen ergreifen, „die moralische Übel fördern und das Leben und die Würde des Menschen bedrohen“, erklärte der Erzbischof von Los Angeles. Neben Bidens Position zur Abtreibung nannte er dessen Ansichten zu Empfängnisverhütung, Ehe und zu „Genderfragen“. Anstatt eine weitere Liberalisierung bei Abtreibung und Empfängnisverhütung durchzusetzen, hoffte Gomez, dass Biden den Dialog mit der Kirche suche.

„Unüberlegtes“ Handeln

„Unüberlegtes“ Handeln

In einem Tweet distanzierte sich der Kardinal von Chicago, Blase Cupich, entschieden von Gomez Erklärung zur Amtseinführung Bidens. Cupich sprach von einem „unüberlegten Statement“, das zudem nicht wie sonst üblich im Vorfeld mit den dafür zuständigen Gremien und den anderen Bischöfen abgestimmt gewesen sei. Viele seiner Mitbrüder hätten die Erklärung zu ihrer eigenen Überraschung nur wenige Stunden vor deren Ver-

weisheit und Kraft

Papst Franziskus gratulierte Biden zum Amtsantritt (siehe Kasten). Er wolle Gott bitten, ihm „Weisheit und Kraft für die Ausübung des hohen Amtes“ zu schenken, heißt es in einem Telegramm, das der Vatikan unmittelbar im Anschluss an Bidens Antrittsrede veröffentlichte.

„Unüberlegtes“ Handeln

Die US-Bischöfe signalisierten in einer Stellungnahme die Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit der neuen Regierung, auch bei umstrittenen Themen. Zugleich kritisierte der Vorsitzende der US-Bischofskonferenz, Erzbischof Jose Gomez, Biden in ungewöhnlich offenen Tönen für dessen Haltung etwa in der Abtreibungsdebatte. Der Präsident wolle Maßnahmen ergreifen, „die moralische Übel fördern und das Leben und die Würde des Menschen bedrohen“, erklärte der Erzbischof von Los Angeles. Neben Bidens Position zur Abtreibung nannte er dessen Ansichten zu Empfängnisverhütung, Ehe und zu „Genderfragen“. Anstatt eine weitere Liberalisierung bei Abtreibung und Empfängnisverhütung durchzusetzen, hoffte Gomez, dass Biden den Dialog mit der Kirche suche.



▲ Gleich an seinem ersten Arbeitstag im Oval Office des Weißen Hauses unterzeichnete Joe Biden wichtige Erlasse, etwa die Rückkehr ins Klimaschutzabkommen und das Ende des Mauerbaus an der Grenze zu Mexiko. Foto: imago images/UPI Photo

öffentlichung erhalten. Dieses interne institutionelle Versagen gelte es aufzuarbeiten, forderte der Kardinal von Chicago.

Umkehrkurs zu Trump

Bereits bei der Wahl Bidens hatte es unter den Bischöfen Differenzen gegeben. Immerhin würdigten die Bischöfe gemeinsam den Wiederbeitritt der USA zum Klimapakt. Der frühere Präsident Donald

Trump hatte im November 2019 den Austritt der USA aus dem Vertrag erklärt. Das Abkommen sei nicht vorteilhaft für die Interessen des Landes und behindere das Wirtschaftswachstum.

Die nun unter Präsident Joe Biden erfolgte Rückkehr ins Klimaabkommen ist ein lange verfolgtes Ziel von Kirchenführern und Umweltverbänden. Sie sehen darin den besten Weg, die Erwärmung des Planeten aufzuhalten.

Wo betet der Präsident?

Bisher ging Biden gerne in die Holy Trinity Church

WASHINGTON (KNA) – Joe Biden geht nicht nur in die Kirche, wenn ein Messbesuch in den Kalender passt. Der praktizierende Katholik plant seine Termine um die Sonntagspflicht herum. Der Wahl des Gotteshauses kommt besondere Bedeutung zu.

Selbst wenn es zur guten Tradition gehört, in der St. John's Episcopal Church gleich auf der anderen Seite des „Black Live Matter“-Platzes zu beten, scheidet die „Präsidentenkirche“ für Biden als neues spirituelles Zuhause aus. Der regelmäßige Messgänger kann dort nicht die heilige Kommunion empfangen.

Doch es mangelt nicht an Alternativen. In der Nähe des Weißen Hauses bieten sich gleich mehrere katholische Gotteshäuser an. Ganz vorn im Rennen liegt die Holy Trinity Catholic Church im nahen Georgetown. Als Vize-Präsident Barack Obamas ging er dort regelmäßig zum Gottesdienst und pflegte enge Kontakte zu den dortigen Jesuiten.

Eine Frage der Sicherheit

Noch wichtiger als die räumliche Nähe ist die Frage, ob der Standort und das Gebäude geeignet sind für die Sicherheits-Entourage des US-Präsidenten. Schließlich ist da

auch noch die Frage, wie sich ein regelmäßiger Präsidentenbesuch auf die Kirchengemeinde auswirkt.

Luis Leon, langjähriger Pfarrer in der St. John's Episcopal Church, erinnert sich, wie die „President's pew“, die Kirchenbank des Präsidenten, bei einem Vorgänger Bidens fast umkippte, weil sich die Gottesdienstbesucher darum drängten, dem ersten Mann im Staate die Hand beim Friedensgruß zu reichen. Der neue Präsident kann sich in der Kirchenfrage an seinen Amtsvorgängern nicht orientieren – jeder setzte ganz eigene Akzente.

Um die eifersüchtige Rivalität zwischen den Gemeinden zu besänftigen, legte sich Barack Obama nicht auf eine Dauer-Adresse für seine Gottesdienstbesuche fest, sondern wechselte von Sonntag zu Sonntag. George W. Bush bevorzugte Gottesdienste mit Militärangehörigen in Camp David. Bill Clinton entschied sich für die Washingtoner Foundry Methodist Church an der 16-ten Straße, Jimmy Carter besuchte nicht nur die First Baptist Church in D.C., er unterrichtete sogar an deren Sonntagsschule.

Donald Trump, der sich rühmte, der christlichste aller US-Präsidenten zu sein, verbrachte die Sonntage meist auf dem Golfplatz. Dafür umgab er sich vier Jahre mit evangelikalen Predigern im Weißen Haus.



▲ Papst Franziskus und Joe Biden – hier bei einer Konferenz 2016 im Vatikan – trafen bereits mehrfach zusammen. Foto: imago images/ZUMA Press

Papst gratuliert neuem US-Präsidenten

ROM/WASHINGTON – Papst Franziskus hofft, dass der neue US-Präsident Joe Biden „Versöhnung und Frieden“ in den USA und weltweit fördern kann. Das erklärt das katholische Kirchenoberhaupt in einem Glückwunschschreiben an den Nachfolger von Donald Trump, das der Vatikan zeitgleich zu Bidens Amtseinführung veröffentlichte.

Im Vatikan sind viele davon beeindruckt, dass der neue Präsident der Vereinigten Staaten seine „katholischen Wurzeln“ nicht vergessen habe. So zitierte Biden in seiner ersten Ansprache den heiligen Augustinus, einen Kirchenlehrer, der besonders dem emeritierten Papst Benedikt XVI. am Herzen liegt.

Biden sagte: „Vor vielen Jahrhunderten schrieb der heilige Augustinus, ein Heiliger in meiner Kirche, dass ein Volk eine Menge ist, aber durch die gemeinsamen Ziele ihrer Liebe definiert wird. Was sind die gemeinsamen Ziele, die wir als Amerikaner lieben,

die uns als Amerikaner definieren? Ich denke, wir wissen es. Möglichkeiten, Sicherheit, Freiheit, Würde, Respekt, Ehre und, ja, die Wahrheit.“

Echte Freiheit

Franziskus betonte in seinem Schreiben, angesichts der „schweren Krisen“ brauche die Menschheit „weitsichtige und gemeinsame“ Antworten. Er bete darum, dass sich der neue US-Präsident um den Aufbau einer Gesellschaft bemühen werde, die „von echter Gerechtigkeit und Freiheit geprägt“ sei. Auch gelte es, die Rechte und die Würde eines jeden Menschen zu achten, „insbesondere der Armen, der Schwachen und derer, die keine Stimme haben“.

Ansprechpartner in der neuen Regierung hat die katholische Kirche viele. Wie es heißt, sitzen in der Biden-Administration mehr Katholiken als jemals zuvor.

Mario Galgano

Kurz und wichtig



Kritik an Verbot

Der Präsident der katholischen EU-Bischöfskommission Comece, Kardinal Jean-Claude Hollerich (Foto: KNA), hat vor dem geplanten Verbot anderssprachiger Predigten in Dänemark gewarnt. Es würde das Grundrecht auf Religionsfreiheit behindern, sagte er. Mit dem Verbot will die dänische Regierung mehr Kontrolle in muslimischen Gemeinden erreichen, in denen auf Arabisch gepredigt wird. Auch deutschsprachige sowie andere Minderheiten müssten nach der Regelung alle Predigten auf Dänisch übersetzen und veröffentlichen. Dafür könnten kleineren Gemeinden die Mittel fehlen, warnte Hollerich.

ZdK zieht nach Berlin

Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken will am 1. Januar 2022 sein Büro in Berlin eröffnen. Den 2019 beschlossenen Umzug begründet das Komitee vor allem mit einer größeren Nähe zu politischen Entscheidungsträgern. Die politische, mediale und gesellschaftliche „Präsenz“ des ZdK werde durch einen Umzug des Generalsekretariats nach Berlin verbessert. Am bisherigen Sitz in Bonn bleiben noch einige Mitarbeiter, die von dort den Katholikentag 2022 in Stuttgart durchführen werden.

Rasche Entschädigung

Auf der ersten Tagung der von den deutschen Bischöfen eingerichteten Unabhängigen Kommission für Anerkennungsleistungen (UKA) ist die Juristin Margarete Reske zur Vorsitzenden gewählt worden. Stellvertreter der ehemaligen Vorsitzenden Richterin am Oberlandesgericht Köln ist der frühere Vorsitzende des Ersten Senats des Bundessozialgerichts, Ernst Hauck. Der UKA gehören sieben Fachleute aus den Bereichen Recht, Medizin und Psychologie an. Die Mitglieder stehen in keinem Anstellungsverhältnis mit der Kirche und arbeiten weisungsunabhängig. Das Gremium will möglichst schnell über Ausgleichszahlungen an Betroffene von Missbrauch befinden.

Bewerbungsphase

Der 102. Deutsche Katholikentag, der von 25. bis 29. Mai 2022 in Stuttgart stattfindet, hat seine Bewerbungsphase gestartet. Gesucht werden Kreative, Musiker, Aussteller und Künstler aus ganz Deutschland. Institutionen aus dem kirchlichen Bereich können zum Leitwort „leben teilen“ gesellschaftspolitische Veranstaltungen anbieten. Dies gilt auch für neue und ausgefallene Gottesdienstformate.

Kinderschutz

Das Bundesfamilienministerium verlängert die Laufzeit des Projekts „Medizinische Kinderschutzhotline“ bis Dezember 2024. Zudem steht die Hotline seit dem 1. Januar auch Fachkräften der Kinder- und Jugendhilfe sowie der Familiengerichte zur Verfügung. Die kostenfreie, rund um die Uhr erreichbare Hotline hat bislang Angehörigen von Heilberufen in über 3100 Gesprächen Beratung bei Verdachtsfällen von Kindesmisshandlungen, Vernachlässigungen oder sexuellem Kindesmissbrauch angeboten.



▲ Gestiegene Lebenshaltungskosten und Zusatzausgaben zum Schutz vor Corona sind für Hartz-IV-Empfänger derzeit kaum zu schultern. Foto: KNA

SOZIAL SCHWACHE NICHT VERGESSEN

Hartz IV zu niedrig

Bündnis fordert Hilfen für arme Bevölkerung

BERLIN (KNA) – Ein Bündnis von 36 Gewerkschaften und Wohlfahrtsverbänden, darunter die Katholische Arbeitnehmer-Bewegung (KAB), hat eine schnellstmögliche Anhebung der Hartz-IV-Sätze sowie zusätzliche Corona-Hilfen gefordert.

Die Regelsätze der Grundsicherung müssten auf mindestens 600 Euro pro Monat angehoben werden, damit arme Menschen die in der Corona-Pandemie gestiegenen Lebenshaltungskosten noch tragen könnten, heißt es in dem am Montag in Berlin veröffentlichten Aufruf „Soforthilfen für die Armen – jetzt!“ des Bündnisses.

Bereits im ersten Lockdown seien seitens der Bundesregierung keine zusätzlichen Hilfen zur Verfügung gestellt worden, damit Hartz-IV-Bezieher etwa Desinfektionsmittel hätten kaufen oder das wegfallende Schulessen für ihre Kinder hätten ausgleichen können, beklagen die Verbände. Auch Laptops für den Unterricht zu Hause seien trotz entsprechender Zusagen bislang nicht zur Verfügung gestellt worden.

Die Unterzeichner fordern deshalb von der Bundesregierung, zusätzlich zu einer Anhebung der Regelsätze auch für die Dauer der Krise eine Zuschlagspauschale von 100 Euro an Bedürftige auszuzahlen. Zudem müssten Pausen für Mietzahlungen erneuert werden.

„In der Corona-Pandemie sind diejenigen völlig vergessen worden, die von Hartz IV oder Grundsicherung leben müssen“, kritisierte der KAB-Bundesvorsitzende Andreas

Luttmer-Bensmann. „Das ist an Zynismus nicht zu überbieten.“

Die Corona-Krise dürfe nicht zu einer Sozialstaatskrise werden, warnte Maria Loheide vom Vorstand der Diakonie. „Es braucht sofort Unterstützung für diejenigen, die besonders betroffen sind: Einkommensarme, Wohnungslose, Familien und ihre schulpflichtigen Kinder oder Menschen, die wegen Kurzarbeit oder Jobverlust in finanzielle Not geraten.“ Spätestens die im Herbst zu wählende neue Bundesregierung müsse Maßnahmen umsetzen, um den Sozialstaat nachhaltig krisenfest zu machen.

Politik muss handeln

Es brauche schnelle, unbürokratische Unterstützung für diejenigen, die die Auswirkungen der Krise am stärksten spüren, erklärte der Sozialverband VdK. Die Politik müsse jetzt handeln und nicht erst nach der Wahl. Neben den Grundsicherungsempfängern dürften auch die anderen nicht vergessen werden: Menschen mit kleinem Einkommen, Erwerbsminderungsrentner und kinderreiche Familien sollten beispielsweise bei den Bezugsscheinen für medizinische Masken ebenfalls berücksichtigt werden.

Bei dem Bündnis handelt es sich um einen einmaligen Zusammenschluss. Zu den Unterzeichnern des Aufrufs gehören den Angaben zufolge neben KAB und Diakonie auch der Paritätische Wohlfahrtsverband, die Arbeitnehmerwohlfahrt (AWO) sowie die Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland.

Meinungsfreiheit wahren

Lambrecht: Bei Sperrung von Accounts genau hinsehen

BERLIN (KNA) – Bundesjustizministerin Christine Lambrecht (SPD) lehnt es ab, dass Soziale Netzwerke allein entscheiden, ob sie Accounts bestimmter Nutzer sperren, wie es im Fall des seinerzeit noch amtierenden US-Präsidenten Donald Trump der Fall war.

„Ich finde es sehr problematisch, wenn private Unternehmen entscheiden, was von der Meinungsfreiheit

gedeckt ist und was nicht. Es ist Aufgabe des Staates, das zu klären“, sagte Lambrecht. „Das muss also gesetzlich geregelt werden.“ Die EU-Kommission habe dazu den Vorschlag für einen „Digital Services Act“ vorgelegt. Bei der Diskussion werde sie sich „sehr engagiert einbringen“.

Hinweis

Lesen Sie dazu einen Kommentar auf Seite 8.

NEUER CDU-VORSITZENDER

Einst Chef der Kirchenzeitung

Armin Laschet wurde im katholischen Milieu groß und baut auf seine Wurzeln

AACHEN/BERLIN – Mit einer emotionalen Rede hat er am Ende unter den drei Bewerbern das Rennen gemacht: Der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Armin Laschet soll als neuer Vorsitzender die CDU in das Superwahljahr führen.

Mit der Bergmannsmarke seines Vaters in der Hand warb er um die Stimmen der Delegierten auf dem 33. CDU-Parteitag als digitales Großereignis und mit kleiner Besetzung vor Ort in Berlin, Corona geschuldet. Sein Vater habe ihm vermittelt, welche Bedeutung Vertrauen habe – persönlich, für die Politik, für die Gesellschaft. Bei der Online-Stichwahl setzte er sich mit 521 Stimmen gegen Friedrich Merz (466 Stimmen) durch. Norbert Röttgen war bereits im ersten Wahlgang ausgeschieden.

Gegen Polarisierung

In seiner Bewerbungsrede positionierte sich Laschet als Kandidat der Mitte und der politischen Kontinuität, mit Regierungserfahrung und einem Herz für die Sorgen der Menschen. Zugleich wandte er sich auch vor dem Hintergrund der Entwicklungen in den USA gegen „jede Form von Polarisierung“. Stattdessen sei es nötig, „Klartext zu sprechen“ und die Gesellschaft zu integrieren. Und Laschet setzte auf Authentizität: „Ich bin nicht der Mann der perfekten Inszenierung, sondern Armin Laschet.“

Dabei macht der Politiker, der im Februar 60 Jahre alt wird, aus seiner rheinisch-katholischen Herkunft keinen Hehl. Seit dreieinhalb Jahren ist er Chef der schwarz-gelben Landesregierung im bevölkerungsreichsten Bundesland und führt zugleich den größten Landesverband seiner Partei.

Der Jurist und Journalist Laschet wuchs in Aachen als Sohn eines Bergmanns auf, der später dank Förderung zum Lehrer umschulte. Dass er und seine drei Brüder studieren konnten, sei keine Selbstverständlichkeit, seinen Eltern aber sehr wichtig gewesen, sagt Laschet.

„Mein Vater hat mir gezeigt, dass sich Arbeit lohnt und dass Aufstieg möglich ist“, sagt der Politiker, der von 2005 bis 2010 – bundesweit erster – Integrationsminister war, damals im schwarz-gelben Kabinett von Jürgen Rüttgers und dafür auch schon mal mit dem Spitznamen „Türken-Armin“ bedacht wurde. Laschets 2009 veröffentlichtes Buch „Die Aufsteigerrepublik. Zuwanderung als Chance“ ist somit eine programmatische Aussage.

Bereits mit 28 Jahren wurde Laschet Ratsherr im Aachener Stadtrat, später Abgeordneter im Bundestag und im Europaparlament. „Mein Wunsch war es immer, mich einzusetzen für eine bessere Welt“, sagt der Christdemokrat, der auch als wissenschaftlicher Berater der damaligen Bundestagspräsidentin Rita Süssmuth arbeitete.

Als Jugendlicher war Laschet Messdiener und Gruppenleiter in seiner Pfarrgemeinde. Die Kirche ist nicht nur der Ort, an dem er erste Kontakte zur CDU knüpfte – auch seine Frau Susanne lernte er im dortigen Kinderchor kennen und heiratete sie mit 24 Jahren. Die Buchhändlerin und der Politiker haben drei erwachsene Kinder.

Seinen Wunsch, nach dem Jura-Studium Journalist zu werden, setzte Laschet beim Bayerischen Fernsehen und dem Privatsender Radio Charivari um. Doch zog ihn die Liebe zum Aachener Dom, zu Karneval und Reitturnier ins Rheinland zurück. „Das ist für mich Heimat, Abendland, Europa“, erklärte er.

1991 wurde er Chefredakteur der Kirchenzeitung für das Bistum Aachen; von 1995 bis 1999 war er Leiter und Geschäftsführer des diözesanen Aachener Einhard Verlags, ehe er ganz in die Politik wechselte.

Als Ministerpräsident pflegt er ein betont freundliches Verhältnis zu den Kirchen. Bei einer Privataudienz holte er sich unlängst den Segen von Papst Franziskus, den er dabei zum Besuch in Deutschland einlud. Im Kirchenoberhaupt sieht Laschet eine treibende Kraft, die gerade auch in der Corona-Krise auf den Zusammenhalt in der Weltgemeinschaft drängt. „Franziskus fordert uns alle zu mehr Kompromissbereitschaft für globale Lösungen und mehr Einsatz in internationalen Organisationen auf – und trifft damit den Kern vieler Konflikte dieser Tage“, äußerte sich Laschet zur jüngsten Enzyklika „Fratelli tutti“.

Bei den Corona-Lockdowns lehnte und lehnt der nordrhein-westfälische Regierungschef einen direkten Eingriff des Staates in die Religionsfreiheit ab. Im Unterschied zu anderen Ländern habe seine Regierung zur Kenntnis genommen, dass die Gemeinschaften selbst entsprechende Regeln erlassen hätten, so Laschet. Er setzt weiter darauf, dass die Kirchen in Eigenverantwortung über Präsenzgottesdienste und Hygienekonzepte entscheiden.

Die K-Frage

Den neuen Vorsitzenden erwarten große Herausforderungen: Er muss die Partei einen, sie ins Superwahljahr führen und Konzepte für die Zeit nach Corona entwickeln. Und eine entscheidende Personallie steht auch noch an: Wer wird Kanzlerkandidat der Union? Kenner der Szenerie glauben, dass der neue deutsche CDU-Vorsitzende – so er nicht selbst antritt – gegebenenfalls auch mit einem Kanzlerkandidaten von außerhalb leben könnte. „Außerhalb“ heißt in diesem Fall Bayern.

Sabine Kleyboldt,
Christoph Scholz

◀ Einst Ministrant und Chefredakteur der Kirchenzeitung, hat Armin Laschet auch heute ein sehr gutes Verhältnis zur Kirche. Kürzlich besuchte er Papst Franziskus. Foto: imago images/osnapix





PAPST AUSSER GEFECHT

In Anerkennung eigener Grenzen

Franziskus muss wegen Ischiasleiden Termine absagen – Wie fit für seine Aufgabe?

ROM – Papst Franziskus erlitt am Wochenende erneut eine Ischias-Attacke. Die vom Hüftnerv ausgehenden Schmerzen zählt er schon länger zu seinen schlimmsten Erfahrungen. Zum zweiten Mal seit Silvester sagte er Termine ab oder ließ sich vertreten.

Franziskus lässt sich nichts anmerken – kein Zucken, kein Stöhnen. Beim Mittagsgebet am Sonntag ging der 84-Jährige mit keiner Silbe auf seine neuerliche Ischialgie ein, eine äußerst schmerzhaft Nervenreizung, die von den Lendenwirbeln in die Beine ausstrahlt. Dabei sind die Beschwerden offenbar stark genug, um das Kirchenoberhaupt zur Absage mehrerer Termine zu nötigen. Und es ist schon das zweite Mal binnen vier Wochen, dass er so außer Gefecht gesetzt wird.

Am vorigen Samstagabend teilte ein Sprecher mit, der Papst könne die für den Morgen geplante Messe im Petersdom nicht feiern. Es war der Sonntag des Wortes Gottes, ein von Franziskus eingeführter Kampa-

gnentag (*wir berichteten in Nummer 3*). Die Predigt hatte er vorbereitet. Erzbischof Rino Fisichella, Präsident des Rates für die Neuevangelisierung, trug sie für ihn vor und leitete den Gottesdienst.

Einen Tag später sollte der Neujahrsempfang für das Diplomatische Corps stattfinden, ein Anlass, bei dem das Kirchenoberhaupt üblicherweise wichtige politische Anliegen vorträgt. Er wurde auf unbestimmte Zeit verschoben. Den Abschluss der weltweiten Gebetswoche für die Einheit der Christen am 25. Januar, übernimmt in der römischen Basilika Sankt Paul vor den Mauern stellvertretend der Ökumene-Beauftragte Kardinal Kurt Koch.

Zeremonien ausgefallen

Das Ischias-Leiden erwischte den Papst zuletzt an Silvester, so dass er der Dankvesper zum Jahresschluss und der Neujahrsmesse fernblieb. Es war das erste Mal überhaupt in seiner Amtszeit, dass er bedeutende Zeremonien ausfallen ließ. Ansonsten entschuldigte er sich nur vergangenen März von den Fastenexerzitien

der Kurie in Ariccia; Grund war eine Erkältung.

Dass Franziskus nicht gut zu Fuß ist, ist offenkundig: Er hinkt rechts etwas, trägt orthopädische Schuhe und verzichtet stets auf die liturgisch vorgesehenen Kniebeugen. Auch aus dem Problem mit dem Ischias-Nerv machte er kein Geheimnis. Im Juli 2013 bekannte er, das Schlimmste, was ihm in den Monaten seit der Papstwahl widerfahren sei, sei eine heftige Schmerzattacke im Rücken.

Eine Häufung solcher Vorfälle mag die Frage wecken, wie fit der Papst für seine Aufgabe ist. Dabei ist das Amt auf dem Stuhl Petri eine vorwiegend sitzende Tätigkeit. Als Auslöser der Ischialgie von 2013 machte Franziskus selbst einen für ihn ungeeigneten Sessel aus.

Während langer Begrüßungsparcours in früheren Jahren war zu beobachten, wie Franziskus sich nach unzähligen Händeschütteln den rechten Unterarm mit der linken Hand hielt. In einer Videobotschaft zuckte einmal seine Rechte wie unkontrolliert zur Seite. Bekanntheit fand eine Szene vom Silvesterabend 2019, als eine Frau in der Menge

den Papst an der Hand packte und heranzerrte. Er verzog das Gesicht schmerzhaft und schlug im Reflex auf den Arm der Besucherin.

Auf solche Empfindlichkeiten kann sich das Protokollamt einstellen. Schwieriger wird es mit zeremoniellen Pflichten, vor allem den Liturgien. Gottesdienste in schweren Gewändern und bei hohen Temperaturen strengen Franziskus sichtlich an. Doch auch hier sind individuelle Lösungen möglich.

In der letzten Phase der Amtszeit von Benedikt XVI. kam ein rollbares Podest für die langen Wege im Petersdom zum Einsatz. Manche Veranstaltungen wie die wöchentlichen Katechesen oder das sonntägliche Mittagsgebet lassen sich unter bequemeren Umständen für den Papst komplett per Video abhalten. Gottesdienste können, wie die Ischiasbedingten Ausfälle zeigen, auch von anderen Bischöfen geleitet werden.

Dichtes Reiseprogramm

Dennoch lebt das Papstamt von der Sichtbarkeit. Das ist ein Grund, weshalb Franziskus Anfang März eine Reise in den Irak plant, die erste Auslandsvisite seit anderthalb Jahren. Es wird ein dichtes Programm über vier Tage mit langen Flügen, einer anderen Klimazone, vielen Ortswechsellern und wenig Privatheit – kein Spaziergang für einen betagten Mann.

Als Jesuit ist Franziskus in Achtsamkeit sich selbst gegenüber geschult. Immer wieder predigt er, wie notwendig und heilsam es sei, eigene Schwächen und Grenzen anzuerkennen. Er selbst kehrt bescheiden oder heroisch seine Befindlichkeit unter den Teppich des Privaten. Aber auch er spürt sicher, dass die Leitung der Weltkirche neben geistiger Klarheit auch ein Maß an körperlicher Robustheit verlangt.

Burkhard Jürgens

Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat Februar

... Um Gewaltlosigkeit gegenüber Frauen: Beten wir für die Frauen, die Opfer von Gewalt sind, um Schutz durch die Gesellschaft und dass ihre Leiden wahrgenommen und beachtet werden.



Das Amt auf dem Stuhl Petri ist eine vorwiegend sitzende Tätigkeit: Franziskus an seinem Schreibtisch.

Foto: KNA

DIE WELT



BENEDIKT XVI. UND FRANZISKUS

Zweimal 2873 Tage im Petrusamt

Der Papst ist wie sein Vorgänger fromm und bescheiden – Sonst große Unterschiede

ROM – Franziskus ist nun so lange Papst wie Benedikt XVI. Ende voriger Woche holte der Pontifex seinen Vorgänger ein, der 2873 Tage im Petrusamt war – den Tag seiner Wahl eingerechnet. Ein Vergleich zwischen den beiden Päpsten zeigt, dass der Emeritus und der Amtsinhaber neben frappanten Unterschieden einige Gemeinsamkeiten haben.

Was Benedikt XVI. an Reformen zaghaft begonnen hatte, sollte und will Franziskus gründlicher fortführen. Etwa den Kampf gegen Missbrauch. Den nahm der Vatikan auf, als Joseph Ratzinger noch Präfekt der Glaubenskongregation war. Doch vom ersten Erlass, den Ratzinger 2001 noch als Kardinal durchsetzte, über Franziskus' Kinderschutzkommission bis zum Anti-Missbrauch-Gipfel 2019 war es ein langer, zäher Weg. Auch Franziskus musste bei diesem Thema einiges dazulernen, beging Fehler und musste sie später einräumen.

Eine umfassende Kurienreform hingegen hatte Benedikt nie im Sinn. Gleichwohl gründete er 2010 die Finanzaufsicht AIF zur Bekämpfung illegaler Finanz-Aktivitäten und leitete eine Reform der Vatikanbank IOR ein. Franziskus griff die Initiativen auf, schuf neue Behörden und legte andere zusammen.

Wie sein Vorgänger musste der Argentinier mit Widerstand in der Kurie kämpfen. Insbesondere bei den Kompetenzen für das neu geschaffene Wirtschaftssekretariat gab es Gerangel und Rückschläge. Erst nach dem Finanzskandal im Staatssekretariat konnte Franziskus ursprünglich geplante Änderungen durchsetzen.

Die Art, wie der amtierende Papst seine Reformen angeht – „im Gehen“ und sprunghaft –, ist sehr eigenwillig. Ganz anders als Benedikt, der Instanzen einhielt. Diese über-



◀ In der römischen Kirche Sankt Paul vor den Mauern blicken die beiden Päpste – Amtsinhaber Franziskus und sein Vorgänger Benedikt XVI. – von Wandmosaiken in Form von Medaillons auf die Besucher herab. Beide sind beziehungsweise waren nun gleich lange im Amt.

Foto: KNA

springt Franziskus gerne, lässt die Kurie oft links liegen, holt sich Rat und Vorarbeit von außerhalb. Im Regierungsstil liegt wohl der größte Unterschied zwischen beiden.

Tagesaktuell zur Politik

An die Politik haben beide Päpste hohe Forderungen. Allerdings begab sich Benedikt XVI. weniger in deren Tiefen, beließ es bei grundsätzlichen Hinweisen. Franziskus äußert sich tagesaktuell, wie seine Aussagen zu Migrations-, Klima-, Sozial- und zuletzt Gesundheitspolitik zeigen.

Benedikt, für den Kompromisse Abstriche bedeuteten, beließ es – etwa im Kongress in Washington oder im Bundestag in Berlin – meist bei Grundsatzreden. Franziskus hin-

gegen macht zwar ebenso klare Aussagen, schaut dann aber auch, was umsetzbar ist. Dafür ist er bereit, mit jedem – „außer mit dem Teufel“ – in Dialog zu treten: ob es die Generäle in Myanmar sind, die Despoten in Venezuela und Weißrussland oder das Regime in Peking. Dabei nimmt er in Kauf, dass sein Schweigen etwa zu Hongkong seine moralische Autorität schmälern.

Entsprechend ist die Diplomatie des Heiligen Stuhls zu neuem Leben erwacht. Und während Benedikt XVI. Welt und Kirche weiter von Europa aus dachte, sieht und bewertet der Argentinier sie vom vermeintlichen Rand her.

Hinsichtlich der Theologie wurde und wird der emeritierte Papst zweifellos als großer Vertreter des

Fachs anerkannt. Sein großes Anliegen: Glaube und Vernunft, biblische Offenbarung und abendländisches Denken zusammenzubringen. Dabei schaut er auf das große Ganze und denkt in der Moraltheologie eher von der Lehre her.

Franziskus hingegen kommt vom konkreten Menschen, sieht hinter ihm die soziale Realität. Für den Argentinier ist Theologie Anwendungswissenschaft; Prinzipienreiter sind ihm zuwider. Die von ihm als Jesuit gepriesene Methode der geistlichen Unterscheidung führt nach Ansicht von Kritikern zu widersprüchlicher Praxis, die die Einheit gefährdet. Doch Franziskus hat ein dickes Fell. Als Lateinamerikaner kann er (vermeintliche) Gegensätze nebeneinanderstehen lassen.

Besuche bei der Madonna

Als Papst zeigte Benedikt, dass er nicht der „Panzerkardinal“ ist, als den ihn Medien titulierten. Gleichwohl wollte der Professor auf dem Stuhl Petri eher belehren. Sein Nachfolger will ermutigen. Fromm sind beide. Einer Madonnen-Ikone regelmäßig Besuche abzustatten, gerne mit Blumenstrauß, wie es der Argentinier in Santa Maria Maggiore tut, wäre dem nüchterneren Deutschen aber wohl weniger in den Sinn gekommen.

Anders als der institutionell denkende Benedikt blüht Franziskus auf, wenn er sich unter Menschen begibt. Gleichwohl kann auch der „Pfarrer Papst“ harsch werden. Einen bescheidenen Lebensstil pflegen beide. Joseph Ratzinger ist ein wohl noch asketischerer Typ als sein Nachfolger. Aber er konnte sich damit in der Kurie weniger durchsetzen als der Dickkopf Jorge Bergoglio, der sich weigerte, aus dem Gästehaus Santa Marta auszuziehen.

Roland Juchem

Aus meiner Sicht ...



Seyran Ates ist Rechtsanwältin, Menschenrechtsaktivistin sowie Mitbegründerin der liberalen Ibn-Rushd-Goethe-Moschee in Berlin.

Seyran Ates

Dem politischen Islam begegnen

Frankreich und Österreich machen es vor. Sie versuchen, der Gefahr des islamischen Extremismus sowie Terrorismus verstärkt zu begegnen. Das ist natürlich leichter gesagt als getan. Während Konsens darüber besteht, Gruppen wie den „Islamischen Staat“ abzulehnen, scheiden sich die Geister beim politischen Islam: Dessen Gruppen sind auch im Westen weit verbreitet. Durch sie kann ein Klima entstehen, das höchst unerwünschte Früchte hervorbringt.

Ein aktuelles Beispiel: In den USA hat ein Präsident über Jahre hinweg ein schwer zu fassendes Feld an Wahlberechtigten soweit bearbeitet, dass die Erstürmung des Kapitols durch Verschwörungstheoretiker und der Tod

mehrerer Menschen auf Ansage möglich wurde. Dies zeigt, wie leicht Menschen beeinflusst werden können.

Das Problem beim politischen Islam: Es ist schwierig, ihn genau zu verorten. Der Islamwissenschaftler Mouhanad Khorchide hat für die neue österreichische Dokumentationsstelle Politischer Islam – eine solche Institution wäre auch für Deutschland ein Segen – versucht, den Begriff zu definieren. Zweifellos spielte die Muslimbruderschaft in seiner Arbeit eine zentrale Rolle. Er wurde vielerorts gescholten, doch man muss ihm für seine Grundlagenarbeit danken. Auch Antisemitismus oder Islamfeindlichkeit sind nicht immer einfach zu definieren. Aber es gibt bei-

de Phänomene zweifellos und niemand würde das heute ernsthaft in Frage stellen.

In Frankreich wiederum verordnet Präsident Emmanuel Macron, dass sich die muslimischen Verbände einem rechtsstaatlichen Kodex unterwerfen. Grundsätzlich auch eine gute Idee, doch ob Deklarationen gelebt werden oder leere Worte bleiben, werden die nächsten Freitagspredigten zeigen.

Der türkische Präsident Recep Tayyip Erdoğan hat schon gegen Frankreich gepöbeln, was in diesem Fall ein gutes Zeichen ist. Immerhin: Erstmals seit vielen Jahren ist in Europa eine Dynamik spürbar, die auf Veränderung im Umgang mit dem politischen Islam hoffen lässt. Wir sind gespannt!



Pavel Jerabek ist Vorsitzender des Familienbunds der Katholiken im Bistum Augsburg und früherer Chef vom Dienst unserer Zeitung.

Pavel Jerabek

Scheinheilige Medienkonzerne

Nach der Vereidigung des neuen US-Präsidenten Joe Biden mag es relativ belanglos scheinen, was der vorherige jetzt noch von sich gibt. Dass Donald Trump auf Social-Media-Plattformen wie Twitter und Facebook gesperrt wurde, erfüllt viele Menschen mit Genugtuung.

Nach der Erstürmung des Washingtoner Kapitols durch einen Mob am 6. Januar bestehe das „Risiko einer weiteren Anstiftung zur Gewalt“, erklärte Twitter. Zeitweise Sperrungen gab es auch für Trumps Youtube-Kanal und auf anderen Plattformen der Big-Tech-Konzerne. Das Recht dazu haben sie, viele Menschen finden das korrekt.

Doch dieses Vorgehen ist scheinheilig und problematisch. Scheinheilig, weil diese Kon-

zerne jahrelang mit Trumps Äußerungen sehr gut verdient haben. Erst die Kohle, dann das Reglement? Scheinheilig, weil Politiker und Organisationen von ganz anderem Kaliber offenbar nichts zu fürchten haben: etwa der sozialistische Präsident Venezuelas, Nicolas Maduro, dem die UNO willkürliche Tötungen und systematische Folter vorwirft, oder Mahmud Ahmadinedschad, ehemals Staatspräsident des Iran, Israel-Hasser und Holocaust-Leugner, oder die afghanischen Taliban.

Welche Maßstäbe gelten? Der russische Oppositionspolitiker Alexej Nawalny schrieb kürzlich: „Erzählt mir nicht, dass er (Trump) wegen Verstößen gegen Twitter-Regeln gesperrt wurde. Ich bekomme hier seit vielen

Jahren jeden Tag Morddrohungen, und Twitter sperrt niemanden.“

Problematisch ist, dass eine Handvoll Konzerne entscheidet, wer welche Meinung äußern darf und wer nicht. Problematisch ist auch, dass die Konzerne bei Trump Tabula rasa machten und eine bei Trump-Fans beliebte Alternativ-Plattform gleich mit sperrten – ein Eingriff in die Netzinfrastruktur. Das wäre fast so, als wenn die Telekom nicht nur einem Kunden kündigt, sondern ihm gleichzeitig die Telefonleitung kappt, damit er auch über einen anderen Anbieter nicht mehr telefonieren kann. Für freiheitlich-demokratische Gesellschaften sind das keine guten Aussichten.



Victoria Fels ist Nachrichtenredakteurin unserer Zeitung und Mutter von zwei Kindern.

Victoria Fels

Gendersensibler Unsinn

Der Duden gilt gewissermaßen als die Bibel der deutschen Sprache. Ist man sich über eine Schreibweise oder grammatische Form unsicher, schlägt man im Duden nach. Im Unterschied zur Bibel ist der Duden jedoch einem steten Wandel unterworfen. Sprache verändert sich über die Jahrzehnte, neue Wörter werden aufgenommen und so der Sprachentwicklung Rechnung getragen.

Was sich die Duden-Redaktion jetzt auf die Fahnen geschrieben hat, lässt allerdings nicht nur Sprachwissenschaftler verzweifeln: Der Online-Duden soll „in gendersensibler Sprache“ umgeschrieben werden. Alle rund 12 000 Personen- und Berufsbezeichnungen sollen so geändert werden, dass es künftig statt

eines Wortartikels zwei gibt, einen für die männliche und einen für die weibliche Form.

Im Klartext: Das sogenannte generische Maskulinum, das bislang die weibliche Form miteinschloss, soll abgeschafft werden. Im Online-Duden ist ein Mieter nun nicht mehr „jemand, der etwas gemietet hat“, sondern eine „männliche Person, die etwas gemietet hat“. Ein Schüler wird definiert als „Junge, Jugendlicher, der eine Schule besucht“.

Die Fachwelt kann da nur den Kopf schütteln. Der Potsdamer Linguist Peter Eisenberg bezeichnet die neuen Wortbeiträge als „Irreführung des Lesers“. Mit dem Online-Wörterbuch versuche man, den allgemeinen Sprachgebrauch zu beeinflussen.

Noch deutlicher wird die Münchner Sprachwissenschaftlerin Elisabeth Leiss. Sie erklärte, die Duden-Redaktion sei dem „aktuellen Gender-Unsinn“ offenbar vollends verfallen.

Wie unsinnig der ist, demonstriert aktuell die Sprachwissenschaftlerin Luise F. Pusch. Sie fordert nicht weniger als eine geschlechtergerechte Umformulierung des Grundgesetzes. Mit der Verwendung ausschließlich männlicher Bezeichnungen wie „Bundeskanzler“ und „Bundespräsident“ werde „ganz deutlich suggeriert, dass die Person im Amt ein Mann sein soll, was Frauen klar benachteiligt“. Da fragt man sich, wie es Angela Merkel ob solch klarer Benachteiligung geschafft hat, dieses Amt 16 Jahre lang auszuüben.

Leserbriefe

16 Jahre Merkel sind genug

Zu „Zum letzten Mal Angela Merkel“ in Nr. 53:

Für mich fehlen bei dem Blick auf die 16 Jahre Kanzlerschaft von Angela Merkel einige Aspekte. Bei der Flüchtlingsfrage haben wir es bei weitem noch nicht geschafft, wenn man die Situation der Flüchtlinge insgesamt und besonders in den Lagern ansieht.

Eine andere Seite der Kanzlerin wurde in dem Kommentar total ausgeblendet: Von christlichen Werten sprach sie höchstens mal vor Wahlen, ohne sie konkret zu benennen. Wann hat sie einmal vom Lebensrecht der Ungeborenen gesprochen? Ausgerechnet die Kanzlerin einer C-Partei hat den Weg für die „Ehe für alle“ freigemacht.

Ihre Kritik an Papst Benedikt aus Anlass der versuchten Rückgewinnung der Piusbrüder in die Gemeinschaft der Kirche führte damals doch zum Austritt des sächsischen Ministerpräsidenten aus der CDU. Die Familie ist nach langen Jahren von C-Regierungen im Abschied. „Auslaufmodell“ tönt es von anderen Parteien.

Zu „Mit einfachen Dingen viel erreichen“ in Nr. 51/52:

Ihre Sicht auf die fragwürdigen Corona-Maßnahmen ist auch unsere Sicht. Sie sprechen uns aus der Seele. Danke für Ihren Mut, die Dinge beim Namen zu nennen. Bitte bleiben Sie dran. Wir freuen uns auf Ihre nächsten „Sichtweisen“.

Gisela und Karl Kuhbandner,
95686 Fichtelberg

Wie unzählige Menschen leide auch ich unter den Beschränkungen. Sie müssen jedoch sein, damit die Infektionszahlen nachhaltig sinken. Niemand leugnet die vielfache Not. Oberstes Gebot ist aber die Reduzierung der Kontakte. Und die finden in den genannten Orten statt: in Schulen, Kindergärten und dergleichen.

Ich bin zwar für Gottesdienste, solange sie vertretbar bleiben – unter strengster Beachtung der Hygiene- und Abstandsregeln natürlich. Aber die erwähnten Glühweinstände hat es im Advent wirklich nicht gebraucht. Sie wären durch nahes Beisammenstehen Ansteckungsherde gewesen.

Bitte auch keine pauschalen Vorwürfe wie „hilflose Symbolpolitik“

Hat Frau Merkel je etwas dazu gesagt? Kindererziehung als ureigenste Aufgabe der Eltern? Erziehungsleistung zu würdigen wie außerhäusliche Arbeit oder wenigstens eine echte Wahlmöglichkeit ohne jede Benachteiligung bei eigener Kindererziehung? Merkel schweigt dazu. Sie meint vielleicht, mit Erhöhung des Kindergelds ist alles für die Familie getan.

Eine Steuerreform wurde immer wieder angekündigt – gekommen ist sie nicht. Es gibt Stimmen, die mahnen, dass in unserem staatlichen System die Reichen reicher und die Armen ärmer werden. Und statt den Soli abzuschaffen, hätte es einer C-geführten Regierung gut angestanden, ihn in einen Covid-19-Soli umzuwandeln. Oder was sagt Frau Merkel zu der Frage, wer all die ausgezahlten Milliarden wieder zurückerzahlt?

Natürlich kann kein Politiker es allen rechtmachen. Und ob etwas Besseres nachkommt, weiß ich nicht. Aber 16 Jahre Merkel sind genug!

Wilhelm Koepf,
86609 Donauwörth

Dank, Skepsis und Bedauern



▲ Menschen mit Mund-Nasen-Schutz sind in Corona-Zeiten ein typisches Bild in der Öffentlichkeit. Foto: gem

oder gar „dumm“! So darf man Maßnahmen, die den Forderungen medizinischer Fachleute entsprechen, nicht bezeichnen. Das verunsichert nur und mindert die Motivation der Menschen zum Mitmachen.

Ein „Lockdown“, der die Infektionszahlen nachhaltig und stark senkt, ist nötig, damit wir aus der Pandemie rauskommen. Natürlich müssen die Ausgleichszahlungen für die wirt-



▲ Bundeskanzlerin Angela Merkel.

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Es geht um das Heil

Zu „Die Älteren haben den Vortritt“ in Nr. 1:

Die hohen Zahlen der an Corona infizierten Bewohner und Pflegekräfte in Alten- und Pflegeheimen in unserem Land betrüben, auch wenn der Start der Impfungen hier zeitnah positive Effekte zeigen sollte und zum Teil wohl auch schon zeigt. Gut, dass unser Papst und auch der Vatikan mit gutem Beispiel vorangehen.

Natürlich sollte niemand zur Impfung gezwungen werden. Bei allem Verständnis für Bedenken sollten sich jedoch gerade Personen, die mit Älteren und Kranken arbeiten, sehr genau überlegen, ob das Risiko einer Infektion, einer Übertragung an andere und damit möglicher schwerer Erkrankungen und Todesfälle im eigenen Umfeld nicht doch erheblich größer ist als das Risiko von Komplikationen einer Impfung.

Insbesondere bei Massenausbrüchen in Alten- und Pflegeheimen kommt es vor, dass Betroffene wegen der Zutrittsbeschränkungen ohne seelsorgerlichen Beistand und ohne die Sakramente bleiben müssen, schlimmstenfalls auch in der Sterbestunde. Das Kirchenrecht sieht für solche Fälle übrigens unter bestimmten Voraussetzungen vor, dass etwa die Sündenvergebung mehreren Personen gleichzeitig ohne sofortige Einzelbeichte gespendet werden kann (Generalabsolution).

Ich könnte mir vorstellen, dass die Spendung einer solchen Generalabsolution technisch und organisatorisch nicht ganz einfach ist und auch strengen kirchenrechtlichen Voraussetzungen unterliegt. Gleichwohl geht es um das Heil der Menschen – bekanntlich der oberste Grundsatz des Kirchenrechts – und es könnte gelten: „Wir lassen nichts ausfallen, wir lassen uns etwas einfallen.“ So wurde von einem italienischen Bischof berichtet, der vor einem örtlichen Krankenhaus über die dortige Lautsprecheranlage den Patienten auf den Zimmern die Generalabsolution gespendet hat.

Vielleicht wäre es gerade angesichts der aktuellen pandemischen Lage sinnvoll, wenn die Bistumsleitungen den Seelsorgern vor Ort nochmals die Möglichkeiten und Rahmenbedingungen einer solchen Generalabsolution in Erinnerung rufen. Wahrscheinlich müssten Priester diese von sich aus anbieten. Aus den Heimen und Einrichtungen wird wohl nicht ausdrücklich und bewusst nach „der Generalabsolution“ gerufen.

schaftlich Betroffenen endlich fließen. Funktionierende Lernkonzepte für die Schüler müssen her, intelligente Besuchsregelungen gegen Einsamkeit in Heimen sind zu erstellen, und andere schwierige Aufgaben stehen an.

Ich bete seit langem den Rosenkranz für den Frieden und das Wohl der Menschheit im Sinne der Botschaft der Marienerscheinungen von Fatima 1917. Mit vielen anderen Rosenkranz-Betern hoffe ich auch auf das weltweite Ende von Covid-19. Das wird dauern. Dass es aber nach relativ kurzer Zeit schon mehrere Impfstoffe gibt, ist eine große Hoffnung.

Hans Brichta, 94036 Passau

Es ist schade, dass die Festlegungen zur Corona-Pandemie von Herrn Fels abgewertet werden. Dass die drei Dinge seines Vorschlags nicht wirken, ist meines Erachtens vielfach gezeigt worden. Gerade an der Vernunft fehlt es bei einem großen Teil unserer Mitmenschen. Bitte mehr Sachlichkeit!

Prof. Norbert Michalke,
01259 Dresden

Florian Meißner,
92648 Vohenstrauß

Frohe Botschaft

Vierter Sonntag im Jahreskreis

Lesejahr B

Erste Lesung

Dtn 18,15–20

Mose sprach zum Volk: Einen Propheten wie mich wird dir der HERR, dein Gott, aus deiner Mitte, unter deinen Brüdern, erstehen lassen. Auf ihn sollt ihr hören. Der HERR wird ihn als Erfüllung von allem erstehen lassen, worum du am Horeb, am Tag der Versammlung, den HERRN, deinen Gott, gebeten hast, als du sagtest: Ich kann die donnernde Stimme des HERRN, meines Gottes, nicht noch einmal hören und dieses große Feuer nicht noch einmal sehen, ohne dass ich sterbe. Damals sagte der HERR zu mir: Was sie von dir verlangen, ist recht. Einen Propheten wie dich will ich ihnen mitten unter ihren Brüdern erstehen lassen. Ich will ihm meine Worte in den Mund legen und er wird ihnen alles sagen, was ich ihm gebiete.

Den aber, der nicht auf meine Worte hört, die der Prophet in meinem Namen verkünden wird, ziehe ich selbst zur Rechenschaft. Doch ein Prophet, der sich anmaßt, in meinem Namen ein Wort zu verkünden, dessen Verkündigung ich ihm nicht geboten habe, oder der im

Namen anderer Götter spricht, ein solcher Prophet soll sterben.

Zweite Lesung

1 Kor 7,32–35

Schwestern und Brüder! Ich wünschte, ihr wäret ohne Sorgen. Der Unverheiratete sorgt sich um die Sache des Herrn; er will dem Herrn gefallen. Der Verheiratete sorgt sich um die Dinge der Welt; er will seiner Frau gefallen. So ist er geteilt. Die unverheiratete Frau aber und die Jungfrau sorgen sich um die Sache des Herrn, um heilig zu sein an Leib und Geist. Die Verheiratete sorgt sich um die Dinge der Welt; sie will ihrem Mann gefallen.

Dies sage ich zu eurem Nutzen: nicht um euch eine Fessel anzulegen, vielmehr, damit ihr euch in rechter Weise und ungestört immer an den Herrn haltet.

Evangelium

Mk 1,21–28

In Kafarnaum ging Jesus am Sabbat in die Synagoge und lehrte. Und die Menschen waren voll Staunen über seine Lehre; denn er lehrte sie wie einer, der Vollmacht hat, nicht wie die Schriftgelehrten.

In ihrer Synagoge war ein Mensch, der von einem unreinen Geist besessen war. Der begann zu schreien: Was haben wir mit dir zu tun, Jesus von Nazaret? Bist du gekommen, um uns ins Verderben zu stürzen? Ich weiß, wer du bist: der Heilige Gottes.

Da drohte ihm Jesus: Schweig und verlass ihn! Der unreine Geist zerterte den Mann hin und her und verließ ihn mit lautem Geschrei.

Da erschrakten alle und einer fragte den andern: Was ist das? Eine neue Lehre mit Vollmacht: Sogar die unreinen Geister gehorchen seinem Befehl.

Und sein Ruf verbreitete sich rasch im ganzen Gebiet von Galiläa.

Christus heilt in der Synagoge von Kafarnaum einen Besessenen. Romanisches Fresko im ehemaligen Läuhaus des Stiftes Lambach, Oberösterreich. Foto: gem



Gedanken zum Sonntag

Befreiung von Fesseln

Zum Evangelium – von Pfarrer Werner Haas



Jesus lehrt in der Synagoge. Nichts Besonderes soweit, denn ein jüdischer Mann hat das Recht, zu dem Text, der aus der Tora gelesen wurde, Stellung zu beziehen. Die meisten beschränken sich darauf, etwas zu sagen, was bereits große Schriftgelehrte von sich gegeben haben. Nichts Neues unter der Sonne also.

Bei Jesus muss das anders gewesen sein, wenn Markus betont, dass er nicht wie die Schriftgelehrten spricht, sondern vielmehr mit göttlicher Vollmacht eine ganz neue Lehre verkündet. Er wiederholt nicht nur, vielmehr spricht er mit der Au-

torität des Heiligen Geistes, den er kurz zuvor bei der Taufe im Jordan empfangen hatte. Die Stimme des Vaters hatte ihn dort bestätigt: „Das ist mein geliebter Sohn, auf ihn sollt ihr hören.“ Somit beginnt mit Jesus etwas ganz Neues, Unerhörtes, denn die Zuhörer sind sehr betroffen und erschüttert von seiner Lehre.

Welche Textstelle Jesus auslegte, wird von Markus nicht berichtet. Vielmehr folgt unmittelbar darauf die Heilung eines Besessenen und damit der Erweis dieser göttlichen Vollmacht, die alle erstaunte. Wort und Tat kommen bei Jesus zusammen, das leuchtet in diesem kurzen Abschnitt auf. Das Reich Gottes, das mit Jesus anbricht, wird nicht nur theoretisch von ihm verkündet, sondern zugleich für alle sichtbar, denn der unreine Geist steht hier für

alles, was das Leben bedroht, gegen Gott und sein Reich gerichtet ist. Die Leute von Kafarnaum sehen: Wo Jesus einzieht, dort müssen die Dämonen ausziehen. Es nützt ihnen dabei auch nicht, Jesus in seinem göttlichen Geheimnis zu erkennen, sondern sie müssen ihn eigenartigerweise sogar noch bekennen als „den Heiligen Gottes.“

Das Evangelium macht deutlich, dass das Reich Gottes keine abstrakte Größe darstellt und auch nicht irgendwo weit weg im Jenseits angesiedelt ist, sondern dass dieses Gottesreich hier und heute erfahrbar wird – im Glauben. Wo Menschen mit Jesus in Berührung kommen, da gibt es auch heute Befreiung von jenen Mächten, die einen Menschen besetzen, unfrei machen und das Leben unterdrücken.

In einem neueren geistlichen Lied heißt es: „Nur den Saum deines Gewandes, einen Augenblick berühr'n, und die Kraft, die von dir ausgeht, tief in meinem Innern spür'n. Nur ein Blick aus deinen Augen, nur ein Wort aus deinem Mund, und die Heilungsströme fließen, meine Seele wird gesund.“

Benötigen wir nicht dringend diese Heilungsströme von dem, der nicht nur in der Vollmacht Gottes spricht, sondern auch handelt? Leiden nicht auch wir immer wieder unter Mächten, die wir nicht im Griff haben, sondern die vielmehr uns besitzen? Die Dämonen haben viele Namen: Stolz, Neid, Habsucht... Unzählige Süchte und Ängste nehmen den Menschen gefangen und rauben ihm die Freiheit.

Wie gut zu wissen, dass da einer Macht hat über alle Mächte dieser Welt, die uns versklaven möchten. Seine Heilungsströme, die im Besonderen in den Sakramenten fließen, können auch mich wieder frei und heil machen.



Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 4. Woche, vierte Woche im Jahreskreis

Sonntag – 31. Januar

**Vierter Sonntag im Jahreskreis
Sonntag des Wortes Gottes**

M. vom Sonntag, Gl, Cr, Prf So, feierl. Schlussegen (grün); 1. Les: Dtn 18,15-20, APs: Ps 95,1-2.6-7c.7d-9, 2. Les: 1 Kor 7,32-35, Ev: Mk 1,21-28

Montag – 1. Februar

Messe vom Tag (grün); Les: Hebr 11,32-40, Ev: Mk 5,1-20

Dienstag – 2. Februar

**Darstellung des Herrn, Lichtmess
Tag des gottgeweihten Lebens**

M. vom Fest, Gl, Cr, eig. Prf, in den Hg I-III eig. Einschub, feierl. Schlussegen (weiß); Les: Mal 3,1-4 o. Hebr 2,11-12.13c-18, APs: Ps 24,7-8.9-10, Ev: Lk 2,22-40 (oder 2,22-32)

Mittwoch – 3. Februar

**Hl. Ansgar, Bischof, Glaubensbote
Hl. Blasius, Bischof, Märtyrer**

Messe vom Tag (grün); Les: Hebr 12,4-7.11-15, Ev: Mk 6,1b-6; **Messe vom hl. Ansgar** (weiß)/**vom hl. Blasius** (rot); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Donnerstag – 4. Februar

**Hl. Rabanus Maurus, Bischof
Priesterdonnerstag**

Messe vom Tag (grün); Les: Hebr 12,18-19.21-24, Ev: Mk 6,7-13; **Messe vom hl. Rabanus/um geistliche Berufe** (jeweils weiß); jeweils Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Freitag – 5. Februar

**Hl. Agatha, Jungfrau, Märtyrin
Herz-Jesu-Freitag**

Messe von der hl. Agatha (rot); Les: Hebr 13,1-8, Ev: Mk 6,14-29 oder aus den AuswL; **Messe vom Herz-Jesu-Freitag, Prf Herz-Jesu** (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Samstag – 6. Februar

**Hl. Paul Miki und Gefährten,
Märtyrer**

Herz-Mariä-Samstag

Messe von den hl. Paul und Gefährten (rot); Les: Hebr 13,15-17.20-21, Ev: Mk 6,30-34 oder aus den AuswL; **Messe Unbeflecktes Herz Mariä, Prf Maria** (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Gebet der Woche

Mein Bruder Jesus, wenn du zu Besuch kommst, meldest du dich nicht beim Einwohnermeldeamt an. Du füllst auch keinen Fragebogen aus, du zeigst auch keinen Ausweis her, du bleibst anonym.

Damit wir vor dir nicht erschrecken oder auf die Knie fallen, sondern bei der Arbeit und bei unserem Dienst bleiben, willst du uns nicht stören bei unserem Tun, wie hier im Altenheim:

beim Helfen alter Menschen, beim Handreichen für einen, der es braucht, beim Essen eingeben für jemanden, der es nicht mehr selbst kann, oder beim Umarmen der Traurigen oder beim Schulterklopfen, beim Zuspriechen, wenn jemand traurig ist, und auch beim Zuhören, wenn jemand das Herz ausschütten will.

Und dann, Herr, wenn du zu Besuch kommst, kniest du dich vor uns nieder, in der hilflosen Gestalt (und das sind die alten Menschen), und wir laufen dir dann mitten in die Arme.

Schwester Theodolinde Mehlretter, Heim Sankt Michael der Barmherzigen Schwestern, München

Glaube im Alltag

von Pfarrer Stephan Fischbacher



In unserem Land muss jeder Bürger einen Personalausweis mitführen, um sich eindeutig ausweisen zu können. Der Ausweis gibt Auskunft über wichtige äußere Merkmale, die einen Menschen eindeutig beschreiben. Verwechslungen sind damit so gut wie ausgeschlossen.

Aber: Wer den Ausweis kennt, kennt nicht den Menschen. Es sind nicht nur äußerliche Merkmale, die einen Menschen einmalig und besonders machen. Das Wesentliche eines Menschen findet man nur in der Begegnung heraus: Wie ist sein Charakter? Welche Leidenschaften und welche Ängste stecken in einem? Welche Sehnsucht und Hoffnung treiben ihn an? Was mag der Mensch und was kann er nicht aushalten? Das ist in jedem Falle ein lebenslanger Vorgang und niemals abgeschlossen.

Auch Christen haben eine Art Personalausweis, nämlich den Taufschein. Alle wesentlichen Daten des christlichen Lebens werden festgehalten: Wer hat wann wo wem die Taufe gespendet, Angaben zur Firmung und Eheschließung etc.

Aber das Wesentliche, das wir mit der Taufe verbinden, wird mit dem Taufschein nicht ausgesagt. Äußerlich wird der Täufling mit Wasser übergossen und ein Spende wort dazu gesagt. Das Entscheidende vollzieht sich innerlich und kann nicht mit Dokumenten festgehalten werden.

Die Erzählung von der Taufe Jesu beim Evangelisten Markus (Mk 1,9-11) gibt uns Anhaltspunkte, wie

wir die christliche Taufe verstehen:

Das Wasser, mit dem Johannes seine Bußtaufe spendete, war ein Wasser der Trennung: Wer sich taufen ließ, wollte sich lossagen von dem alten, schlechten Leben.

Bei Jesus wird dieses Wasser ein Wasser der Gemeinschaft: Als er nach seiner Taufe aus dem Wasser stieg, sah er, wie „der Geist wie eine Taube auf ihn herabkam“. In diesem Moment verbinden sich Himmel und Erde: Christus und der Vater sind eins, durch den Geist. Niemand kann es sehen, außer Jesus Christus selbst: Ausdruck der engen Gemeinschaft zwischen Gott und den Menschen.

Jesus hörte eine Stimme, die sprach: „Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen gefunden.“ Zum ersten Mal wird Christus Sohn genannt. Auch wir wurden bei der Taufe Kinder Gottes. Wie die Verbindung zwischen Eltern und Kindern im letzten nie gelöst werden kann, so begründet die Taufe eine ewige, untrennbare Verbindung zwischen Gott und den Menschen. Selbst wenn der Mensch sich abwendet: Gott bleibt Vater und hält immer die Tür für ihn offen.

Wie kann ich mich nun als Christ ausweisen? Durch den Glauben, dass auch ich Kind Gottes sein darf, dass er in mir wohnt und durch mich in dieser Welt wirkt. Und auch durch Sie.

WORTE DER HEILIGEN:
CATERINA DE' RICCI

Absage an den eigenen Willen



Heilige der Woche

Caterina de' Ricci

geboren: 25. April 1522 in Florenz
gestorben: 2. Februar 1590 in Prato
seliggesprochen: 1732; heiliggesprochen: 1746
Gedenktag: 2. Februar

Alessandra Lucrezia Romola wurde mit 13 Jahren Dominikanerin in Prato und erhielt den Ordensnamen Caterina. Im Kloster wurde sie Novizenmeisterin und ab 1552 Priorin – sie blieb es 30 Jahre. Sie stand unter anderem mit Philipp Neri, Karl Borromäus und Maria Magdalena von Pazzi in Kontakt. Seit 1542 fiel sie jede Woche von Donnerstag auf Freitag in Ekstase. Caterina de' Ricci trug die Wundmale Christi und hatte Visionen sowie die Gabe, Wunder zu wirken. *red*

Caterina nennt einer Mitschwester drei Regeln, um die Vollkommenheit zu erlangen. Diese bezeichnet sie auch als „Kompendium des ganzen geistlichen Lebens“.

Dazu schreibt sie: „Wenn ihr, liebe Tochter, wahre Braut Christi sein wollt, ist es nötig, in allem seinen heiligsten Willen zu tun. Das werdet ihr dann sicher tun, wenn ihr völlig den eigenen Willen loslasst und den göttlichen Bräutigam mit ganzem Herzen, ganzer Seele und all euren Kräften liebt, und wenn ihr außerdem folgende drei Dinge, die ich euch jetzt sagen werde, beobachtet. Es sind in der Tat wie drei Dokumente, die die ganze christliche Vollkommenheit zusammenfassen.“

Vor allem ist es nötig, sich anzustrengen, das Gefühl und den Willen von aller irdischen Liebe abzuwenden und kein vergängliches

Ding zu lieben, es sei denn aus Liebe zu Gott. Auch dürfen wir Gott nicht aus Eigeninteresse lieben, sondern aus reiner Liebe zu ihm und seiner Güte.

Zweitens ist es nötig, auf die Liebe zu ihm alle Gedanken, Worte und Werke zu richten und mit dem Gebet, der Ermahnung und dem Beispiel allein seine Ehre zu suchen, und zwar so, dass auch die anderen unseretwegen Gott lieben und verherrlichen können. Nun, wer sieht nicht, dass diese Art zu lieben Gott mehr gefällt als die erste? Diejenigen, die so lieben, erfüllen in vollkommener Weise seinen Willen.

Schließlich ist es nötig, sich so sehr zu bemühen, den Willen Gottes zu erfüllen, dass wir nicht nur nicht das wünschen, was uns in diesem elenden Leben an Gutem oder Schlechtem geschehen kann, sondern es ist nötig, sich so sehr dem göttlichen Plan zu überlassen,

um nicht mehr den inneren Frieden unseres Herzens und nicht die Ruhe der Seele zu unterbrechen. Stattdessen sollen wir uns mit festem Glauben überzeugen, dass der allmächtige Gott uns mehr liebt, als wir selbst uns lieben können, und dass er mehr Sorge um uns trägt als die, die wir selbst um uns haben können. Deshalb gilt: Je mehr wir es verstehen, uns auf ihn zu verlassen, desto mehr werden wir ihn anwesend und bereit finden, uns zu helfen, und umso mehr werden wir in uns seine zärtlichste Liebe erfahren.

Aber zu einer solch hohen Vollkommenheit kann man nur durch eine beständige und entschiedene Absage an den eigenen Willen gelangen. Und um sie zu erlangen, wenn wir sie begehren, bedarf es einer sehr tiefen und großen Demut.“

Abt em. Emmeram Kränkl

Caterina de' Ricci finde ich gut ...



„Durch die Betrachtung der Mysterien Christi, des himmlischen Bräutigams, dessen Leidenszeichen ihrem Leib eingepägt waren, suchte sie dem Evangelium ganz anzuhängen, indem sie alle christlichen Tugenden mit geistlichem Heldenmut praktizierte. Ihr Gedächtnis ... ist eine Ermutigung für alle, die auf der Suche nach Wahrheit sind, und auch für die, die zu beschäftigt mit den Dingen dieser Welt sind und den Blick nicht auf den Himmel zu richten wissen.“

Papst Johannes Paul II. anlässlich des 350. Jahrestags der Errichtung des Bistums Prato 2003

Zitate

von Caterina de' Ricci

„Das Gebet lässt uns eins werden mit Gott und ihn lieb gewinnen, es macht uns seinem Willen gleichförmig.“

„Wer geistliche Freuden ersehnt, denke oft an Leben, Leiden und Tod Jesu: Hier wird er alle Freuden finden. Darum denkt oft an ihn, bietet ihm alles an!“

„Der Herr gewährt dem viele Gnaden, der ihn mit Glaube und Demut darum bittet.“

„Kommt zu mir und kommt mit Zuversicht – sagte Jesus zu ihr –, ihr verhindert viele Gnaden wegen eures großen Misstrauens. Ich will nicht, dass ihr in dieser Einstellung zu mir kommt, sondern mit großer Hoffnung und dem Glauben, es zu erhalten. Bittet mich um viele Gnaden, denn ich will euch erhören.“

„Seid fröhlich! Wenn ihr in Bedrängnis seid, der Herr ist mit euch.“

„Ohne Seinen Willen wendet sich kein Blatt.“

CARITAS BABY HOSPITAL

Ordensfrau als vielfache Mutter

Schwester Lucia wirkte 18 Jahre in Bethlehem – Besetzung erzeugt Rückständigkeit

BETHLEHEM – Sie kam, um es sich einmal anzusehen. 18 Jahre später verlässt Schwester Lucia mit ihren Mitschwestern das Caritas Baby Hospital in Bethlehem. Damit enden 45 Jahre Einsatz für die Kleinsten.

Lucia Corradin sitzt auf gepackten Koffern. Nach 18 Jahren in Bethlehem kehrt die italienische Ordensfrau mit zwei Mitschwestern nach Padua zurück. Mit dem Abschied der franziskanischen Elisabethenschwestern vom Caritas Baby Hospital (CBH) in der Geburtsstadt Jesu enden zusammengerechnet 45 Jahre Einsatz im Dienst der christlichen Nächstenliebe und an unzähligen Kindern, ohne Ansehen oder Unterscheidung der Religion.

Die Ordensfrauen sollten nach dem Willen des CBH-Gründers Pater Ernst Schnydrig „Garant einer Präsenz christlicher Werte“ in dem Kinderkrankenhaus sein, erzählt Schwester Lucia. Bei einem Besuch in Ägypten war der Schweizer von der Arbeit der Schwestern so angetan, dass er die Ordensoberin umgehend um Entsendung von Schwestern nach Bethlehem bat. Diese zögerte keine Minute und sagte zu. Im Mai 1975 kamen die ersten Schwestern.

Bittere Erkenntnis

Als Lucia Corradin in Bethlehem eintraf, war es der 24. Oktober 2002. Kein halbes Jahr war seit der bewaffneten Belagerung der Geburtskirche vergangen, die zweite Intifada tobte, ein weiteres blutiges Kapitel im Nahostkonflikt. „Bethlehem und seine Straßen waren zerstört“, erinnert sich Lucia an zwei schwierige erste Jahre. Zu Ausgangssperren kamen von Israel blockierte Krankenwagen. Viele Kinder starben noch vor der Ankunft im Baby Hospital. In der Konfrontation mit „der Ungerechtigkeit und den Widersprüchen“, sagt sie, helfe „nur der Glaube“ und die bittere Erkenntnis, „dass ich nichts ändern kann“.

Fahr hin und schau es Dir an, hieß der Auftrag, dem die 52-jährige Krankenschwester gehorsam folgte. Dass sie kurz darauf eine der Abteilungen übernehmen sollte, verschwieg man ihr. Schwester Lucia lacht, wenn sie sich an ihre Anfänge in Palästina erinnert: Keine Kenntnisse der Sprache, der Kultur und



▲ In ihrem Herzen hat Schwester Lucia viele Kinder und Familien.

Fotos: Meinrad Schade/KHB

großer Respekt vor der Verantwortung, die bald auf ihren Schultern liegen würde. Vor allem die am Ort üblichen Umwege in der Kommunikation habe sie erst lernen müssen. „Als Italienerin war ich es gewohnt, direkt und effektiv zu arbeiten. Hier sagten sie mir: So kannst Du das nicht machen. Du musst mich erst fragen, wie es mir geht, wie es meiner Familie geht, wie den Eltern.“

Heute spricht Schwester Lucia nicht nur die Sprache und kann die verschiedenen Dialekte auseinanderhalten. Besuche in den Dörfern haben der Italienerin tiefe Einblicke verschafft, auch schmerzhaft. Mancherorts etwa könnten die Bewoh-

ner nicht zwischen einem normal entwickelten Kind und einem mit einer der verbreiteten chronischen Krankheiten unterscheiden. „Die politische Situation und die Besetzung halten die Leute davon ab, sich weiterzuentwickeln. Sie haben keine Gelegenheit, das ‚Normale‘ zu sehen. Ihre Welt ist ihr Dorf“, sagt sie.

Nicht nur Schwester Lucia hat in den 18 Jahren viel dazugelernt. Die Ordensgemeinschaft habe sich von der Kontrolle des Krankenhauses gelöst und einen eigenen, interdisziplinären Ansatz entwickelt. Auch das Personal sei „nicht mehr das von vor 18 Jahren: Die Mitarbeiter sind

willens und in der Lage, Verantwortung zu übernehmen, sie sind aufgeschlossen und haben das große Ziel verstanden“, sagt sie beim Abschied stolz. „Macht weiter, gebt nicht auf und bleibt hier“, lautet ihr Wunsch.

Die Zeit in Bethlehem sei „ein Privileg“ gewesen. Der Satz kommt der lebhaften Italienerin häufig über die Lippen. Er klingt überzeugend. „Auch wenn ich selbst keine physische Schwangerschaft erlebt habe, habe ich im Herzen viele Kinder und Familien, und sie sind ein Geschenk von Gott: Eine Ordensschwester kann wirklich eine Mutter sein.“

Als „Seele des Krankenhauses und wichtiger Teil seiner Identität“ würdigte Direktor Issa Bandak die Elisabethenschwestern. An der Präsenz von Ordensschwestern im Krankenhaus will man auch nach ihrem Weggang festhalten. Entsprechende Klärungen liefen gerade, sagt Sybille Oetliker, Geschäftsleiterin der Kinderhilfe Bethlehem, gemeinnütziger Trägervereins des CBH.

„Wer immer nach Bethlehem kommt, muss wissen, dass es ein Privileg ist“, wiederholt Schwester Lucia noch einmal. In dem Krankenhaus zu dienen bedeute, jeden Tag Weihnachten zu feiern und Jesus zu begegnen, „nicht nur in den Kindern, sondern auch in den Mitarbeitern, den Vätern und den Müttern“. Oder, wie es ein Pilger einmal formuliert habe: „Das Caritas Baby Hospital ist die wahre Geburtskirche.“

Andrea Krogmann



▲ Lucia (Zweite von rechts) und zwei weitere Elisabethenschwestern nahmen Abschied. Das Caritas Baby Hospital will unbedingt neue Ordensfrauen gewinnen.

RELIGIONSFREIHEIT AN DER SCHULE

„Auf ein Sexualobjekt reduziert“

Streit ums Kopftuch: Sollten Lehrerinnen im Unterricht berechtigt sein, es zu tragen?



▲ Seyran Ateş will eine „Diskussion über die Motive“. Foto: imago images/epd

BERLIN – Der Berliner Justizsenator Dirk Behrendt (Grüne) hat eine Novellierung des Berliner Neutralitätsgesetzes noch in dieser Legislaturperiode angekündigt. Lehrern solle das Tragen religiöser Kleidung an Schulen erlaubt werden. Die prominente Rechtsanwältin und liberale Moschee-Gründerin Seyran Ateş, den Lesern als Autorin unserer Zeitung bekannt, vertrat das Land Berlin mehrfach vor Gericht, wenn gegen das pauschale Kopftuchverbot des Landes geklagt wurde. Im Interview spricht sie über den nun vom Senator angekündigten Kurswechsel.

Frau Ateş, hat Sie die Ankündigung von Justizsenator Behrendt überrascht?

Es hat mich sehr überrascht, dass das Thema – ohne Not – wieder aufgeworfen wurde. Der Justizsenator scheint da eine Obsession zu haben. Zum anderen muss man es wohl schon als Wahlkampf sehen. Im September ist die nächste Wahl zum Abgeordnetenhaus. Und gerade die Berliner Grünen haben sich in den vergangenen Jahren ja immer stärker mit konservativen Muslimen verbündet, und da gehört halt das Thema Kopftuch für Lehrerinnen dazu.

Aber ist die Novellierung nicht längst überfällig? Zuletzt hatte sich Ende August auch das Bundesarbeitsgericht gegen ein pauschales Kopftuchverbot für Leh-

rerinnen an Berliner Schulen ausgesprochen, weil es einen unverhältnismäßigen Eingriff in die grundgesetzlich garantierte Religionsfreiheit darstelle.

Das stimmt so nicht. Das Gericht hat sich nicht dagegen ausgesprochen. Es hat auch nicht gesagt, dass es ein unverhältnismäßiger Eingriff wäre. Das schriftliche Urteil samt Begründung liegt ja noch nicht vor. Das müssen wir abwarten. Im Verfahren hat das Gericht aber durchaus gesagt, dass das Berliner Neutralitätsgesetz an sich von der Idee her grundsätzlich in Ordnung und mit der Verfassung vereinbar ist.

Was reformiert werden muss, ist die Formulierung in Bezug auf die Ausnahmen. Das Bundesarbeitsgericht hat einen Weg gefunden, eine verfassungskonforme Auslegung vorzunehmen. Wir müssen die Urteilsbegründung abwarten. Was Sie aber wissen sollten: Das Bundesarbeitsgericht hat das Neutralitätsgesetz nicht für verfassungswidrig erklärt. Es gilt immer noch.

**Aber das Gericht hat den Anspruch der klagenden muslimischen Lehr-
amtsbewerberin auf Schadensersatz wegen Benachteiligung bestätigt.**

Das Gesetz ist laut Bundesarbeitsgericht nicht kohärent, spricht in sich nicht eindeutig genug. Dabei geht es um die Ausnahme, dass an beruflichen Schulen und Einrichtungen des Zweiten Bildungswegs Kopftücher zugelassen sind. Juris-

tisch wurde die Frage nach der verfassungskonformen Auslegung des Gesetzes diskutiert. Und da sah das Gericht zu viel Raum zur Interpretation im Berliner Neutralitätsgesetz.

Das Problem in der öffentlichen Diskussion sind meiner Ansicht nach die parallelen Diskussionsebenen: auf der einen Seite die juristische Formulierung von Verfassungskonformität, auf der anderen Seite die politische Diskussion ums Kopftuch. Da kommt es zu Vermengungen.

Was spricht denn dagegen, dass Lehrerinnen an staatlichen Schulen ein Kopftuch tragen?

Die Sache ist komplex. Ich denke, wir brauchen endlich eine ehrliche Diskussion über die Motive für das Tragen. Es gibt keine eindeutige theologische Grundlage für das muslimische Kopftuch. Mehrheitlich wird argumentiert, dass

die Frau ihre sexuellen Reize in der Öffentlichkeit verbergen soll, damit der Mann dadurch nicht abgelenkt wird. Sprich: Die Frau wird auf ein Sexualobjekt reduziert.

Eine Frau, die das Kopftuch trägt, weiß das, übernimmt diese Wertung bewusst und ordnet sich dieser Herabwürdigung unter. Eine Lehrerin mit Kopftuch transportiert damit immer die Botschaft: „Ich trage ein Kopftuch, damit Männer nicht von meiner Schönheit sexuell gereizt sind.“ Zudem wird ausgeblendet, dass diejenigen, die dazu gezwungen werden, sich zu verhüllen, eine viel kleinere Lobby haben. Diese Mädchen und Frauen können sich nur unter Lebensgefahr offenbaren.

Das „Problem“ besteht ja in allen Bereichen, wo Menschen den Staat öffentlich repräsentieren und im Namen des Gesetzes auftreten.



Zwei Frauen mit Kopftuch spazieren über eine Einkaufsmeile.

Ja. Es geht immer auch darum, nach außen darzustellen, dass der Staat sich von religiösen Symbolen und Weltanschauungen so weit es geht fernhält. Wohlgermerkt nicht im Sinne von Distanzierung, dass er etwas ablehnt oder bewertet. Deshalb ist das Neutralitätsgesetz – das wird gerne übergangen – auch ein Gesetz, das alle Religionen und Weltanschauungen betrifft. Ein T-Shirt mit der Aufschrift „Gottlos glücklich“ ist ebenfalls davon betroffen.

Wie konkret die Novellierung des Gesetzes aussehen soll, steht ja noch nicht fest. Was ist denn aus Ihrer Sicht nicht verhandelbar?

Das Neutralitätsgesetz an sich. Es ist ein sehr gutes Gesetz für diese multikulturelle, multireligiöse und multiethnische Stadt Berlin. Wenn man sich die vielen Sorgen und Probleme an vielen Schulen, nicht nur in Brennpunkten, mal ehrlich anschaut, dann kommt man gar nicht umhin zu sagen: Wir brauchen weniger religiöse Aufladung als mehr.

Wohlgermerkt: Die Religionen und Weltanschauungen benötigen wir für den Wissensvermittlungsunterricht. Da will ich nicht weniger, sondern mehr an den Schulen, viel mehr. Damit die Kinder eine Bandbreite an Wissen erlangen und Vorurteile abbauen.

Aber das kann eine Lehrerin mit Kopftuch nicht, denn sie kann niemals sagen: „Es ist auch in Ordnung, wenn du kein Kopftuch trägst.“ Nonverbal signalisiert sie immer, dass das Kopftuch die korrekte Kleidung ist.

Aber warum nicht? Sie kann doch sagen, dass das Kopftuch nur eine Entscheidung ist, die sie für sich getroffen hat, andere aber andere Entscheidungen treffen können.

Das müsste sie dann aber immer dezidiert erklären. In dieser Debatte kommt immer das Argument, aber sie könnte es doch freiwillig tragen. Ja – aber das ändert nichts an dem Motiv, weswegen sie es trägt, nämlich um ihre sexuellen Reize nicht den Männern zur Schau zu stellen. Das mag ihre Überzeugung sein.

Wir haben aber Erwartungen an Lehrerinnen und Lehrer, dass sie auch charakterlich und von ihrer Haltung her in der Lage sind, Objektivität und Neutralität zu vermitteln – und das kann eine Kopftuch tragende Lehrerin niemals, weil sie sich an einer Stelle klipp und klar entschieden hat: fürs Patriarchat und sich als Sexualobjekt zu sehen.

Interview: Karin Wollschläger

Hinweis

Lesen Sie einen Kommentar von Frau Ateş auf Seite 8.

TSCHECHISCH-DEUTSCHE ERINNERUNGEN

Wie eine Existenzgarantie

Sudetendeutsche halfen nach 1950 der verfolgten Kirche in der Heimat

MÜNCHEN/PRAG – 2019 wurde an den 30. Jahrestag des Mauerfalls und des Eisernen Vorhangs erinnert. Deutlich länger zurück liegt die Unterdrückung und Verfolgung der Kirchen – insbesondere der katholischen – in der damaligen Tschechoslowakei. Ein aktuelles Buch beleuchtet das Engagement sudetendeutscher Christen für ihre Glaubensgeschwister in der Heimat.

Das damalige Regime in Prag war – neben dem in Albanien – für die wohl stärkste Knebelung der Kirche im früheren Ostblock verantwortlich. Dass die tschechischen (und slowakischen) Katholiken in den Jahren des Kommunismus auf der anderen Seite der Grenze nicht vergessen, ja unterstützt wurden, war (und ist bis heute) ein Verdienst und eine der Aufgaben der Ackermann-Gemeinde.

Die Gemeinschaft gründete 1950 speziell mit diesem Anliegen das „Sozialwerk der Ackermann-Gemeinde“. Viele Aktivitäten mussten in diesen Jahrzehnten im Verborgenen ablaufen, da der tschechoslowakische Geheimdienst meist einen Blick darauf hatte. Schilderungen von individuellen oder Studienreisen vor allem aus den 1970er und 1980er Jahren belegen nicht nur akribische Durchsuchungen von Gepäck in Autos und Omnibussen, sondern auch Ausspähung und weitere Schikanen bei Fahrten und Gesprächen.

In dem nun erschienenen Buch werden zweisprachig – Deutsch und Tschechisch – erstmals Dokumente des damaligen tschechoslowakischen Geheimdienstes ausgewertet

und mit den Hilfsmaßnahmen des Sozialwerks der Ackermann-Gemeinde in Verbindung gebracht.

Eva Vybíralová beschreibt besonders die Hilfsleistungen des Sozialwerks sowie Erfahrungen und Ereignisse bei Fahrten oder Gesprächen der damaligen Hauptprotagonisten: der Generalsekretäre Adolf Kunzmann und Franz Olbert. Zudem berichtet sie von konkreten Hilfen wie Stipendien an den damals verfolgten Dissidenten und Priester und jetzigen Prager Weihbischof Václav Malý oder per Post gesandte Hilfsmittel und die dahinter stehende Struktur.

Durchaus spannend zu lesen sind die nachgezeichneten Aktivitäten des Geheimdienstes. Nicht nur die Beschattung von Aktivitäten der Ackermann-Gemeinde – die Überwachung der Post und der Personen – war an der Tagesordnung. Dokumentiert sind auch Versuche, in der Ackermann-Gemeinde selbst durch verdeckte Personen Fuß zu fassen.

Als Elfjähriger vertrieben

Daran erinnert sich – neben vielen anderen Aspekten – der frühere Generalsekretär der Ackermann-Gemeinde Franz Olbert (* 1935) im Interview mit Markéta Těthalová. Olbert, der als elfjähriger Bub mit seiner Mutter und drei Geschwistern aus Schlettau vertrieben wurde, stellte sich ganz in den Dienst der Ackermann-Gemeinde und insbesondere der Hilfen für die katholische Kirche in der Heimat. Das Gespräch mit ihm ist auch ein Plädoyer, auf Rache zu verzichten und für Versöhnung und Verständigung einzutreten.

Warum heißt das Buch dann „Christliche Rache“? Der von den



▲ Die Hilfe aus dem Ausland entsprach für die verfolgte Kirche einer „christlichen Rache“.
Foto: Bauer

Kommunisten zum Fensterputzer degradierte Priester und spätere Prager Kardinal Miloslav Vlk (1932 bis 2017), der ebenfalls von der Ackermann-Gemeinde unterstützt wurde, brachte es auf den Punkt: „Es gab noch eine andere Seite. Die eine bestand tatsächlich aus Verhören und Druck. Aber auf der anderen Seite war diese Korrespondenz für uns ungeheuer wichtig. Dank ihrer war der Geheimpolizei klar, dass jemand im Ausland von uns wusste. Das war die Garantie, dass wir nicht so einfach spurlos verschwinden können – also in gewissem Sinne unser Schutz.“

Die Autorinnen legen ein leistungswertes Buch vor, insbesondere wegen des Blicks auf die Geheimdienstaktivitäten. Zu den Initiatoren der Publikation gehört auch das Institut für das Studium totalitärer Regime, eine staatliche Organisation in Tschechien, die sich mit der Aufklärung der Geschehnisse unter anderem während der kommunistischen Herrschaft in der ČSSR auseinandersetzt.

Da die Beiträge – auch das Vorwort sowie das Geleitwort des Berliner Erzbischofs Heiner Koch – in deutscher wie auch in tschechischer Sprache zu lesen sind, kann das Werk hüten wie drüben über die beidseitigen Aktivitäten aufklären.

Markus Bauer

Buchinformation

Eva Vybíralová und Markéta Těthalová
CHRISTLICHE RACHE
ISBN: 978-3-924019-16-7
7,50 Euro

► Für den 2017 verstorbenen Prager Kardinal Miloslav Vlk war die Verbindung zur Ackermann-Gemeinde während der Diktatur „die Garantie, dass wir nicht so einfach spurlos verschwinden können“.

Foto: KNA



VOR GEMEINSAMEM KIRCHENTAG

Eine Koalition der Denkenden

Bischof Feige über den Umgang unter Partnern und die Ökumene in der Coronakrise

MAGDEBURG – 2021 soll ein wichtiges Jahr für die Ökumene werden. Jedenfalls wünschen sich das die Organisatoren des Ökumenischen Kirchentags im Mai in Frankfurt, wenn auch die Planungen dafür coronabedingt angepasst werden müssen. Bischof Gerhard Feige aus Magdeburg, der Ökumene-Verantwortliche der Deutschen Bischofskonferenz, hält das Treffen für einen „Gradmesser“ im Miteinander der Konfessionen. Im Interview spricht er über Perspektiven für ein gemeinsames Abendmahl und den hier und da auftretenden „begrenzten Dissens“ zwischen den ökumenischen Partnern.

Bischof Feige, Sie hatten im Dezember einige ökumenische Konferenzen. Was meinen Sie: Wie ist die ökumenische Großwetterlage?

Das ist tatsächlich schwierig zu beantworten, denn die Ökumene ist komplex und kompliziert. Es gibt Unterschiede zwischen offiziell und inoffiziell, national und international, amtlich und persönlich, theologisch und pastoral. Aber wenn ich es zusammenfassen soll, würde ich sagen: Insgesamt gab es schon einmal erfreulichere Phasen.

Was ist denn im Moment weniger erfreulich?

Wenn wir mal das Verhältnis zur Orthodoxie nehmen: Da gab es vor Jahren, als etwa 2006 der theologische Dialog zwischen uns wieder

aufgenommen wurde, hoffnungsvolle Aufbrüche. Das ist jetzt viel schwieriger durch die Spannungen zwischen den orthodoxen Kirchen, etwa durch den Ukraine-Konflikt. Nun könnte man sagen: Was gehen uns innerorthodoxe Konflikte an? Aber sie belasten das katholisch-orthodoxe Verhältnis schon stark.

Erfreulich ist hingegen, dass Papst Franziskus gerade in einer neuen Verlautbarung die Bedeutung der Ökumene gestärkt hat.

Ja. Das ökumenische Vademecum des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit, das mit Zustimmung des Papstes veröffentlicht wurde, stellt deutlich heraus, dass Ökumene nicht nur irgendein kleiner Teilbereich ist, sondern ein wesentlicher Auftrag für die Kirche und besonders für die Bischöfe. Das ist weltweit ein wichtiges Zeichen. Ich bin dankbar, dass für die Kirche in Deutschland das alles ziemlich selbstverständlich ist. Heiße Eisen werden in dem Text allerdings nicht angefasst.

Heiße Eisen wie etwa die gegenseitige Einladung von Katholiken und Protestanten zum Abendmahl – in Deutschland wahrscheinlich der ökumenische Aufreger des vergangenen Jahres. Hat die Debatte das Verhältnis der Kirchen belastet?

Nein, das würde ich nicht sagen. Wir haben kurz vor Weihnachten bei dem Kontaktgespräch zwischen der Deutschen Bischofskonferenz und dem Rat der EKD natürlich auch darüber gesprochen. Klar ist, dass wir das Votum des Ökumenischen Arbeitskreises, dass eine gegenseitige Einladung schon jetzt möglich ist, gemeinsam würdigen, dass wir Fortschritte sehen. Klar ist aber auch, dass wir noch Fragen ha-

ben und dass wir im Detail unterschiedliche Positionen einnehmen.

Was heißt das konkret?

Für die Kirchen der EKD stellt es kein Problem dar, katholische Christen in ihren Gottesdiensten zum Abendmahl einzuladen. Wir können das umgekehrt nicht, jedenfalls nicht offiziell und generell. Allerdings sehen wir als katholische Kirche in Deutschland durchaus Spielraum für die persönliche Gewissensentscheidung des Einzelnen. Anders als das das römische Papier angedeutet hat.

Kann es sein, dass Ihre evangelischen Partner manchmal etwas Mitleid mit Ihnen haben, was die inner-katholischen Konflikte angeht?

Ja, das könnte man vielleicht so sagen. Wir Bischöfe nehmen das auch nicht einfach cool hin, wenn solche Einsprüche aus Rom kommen. Und das spüren die evangelischen Partnerinnen und Partner auch. Wir gehen in unseren Gesprächen sehr einfühlsam miteinander um. Da gibt es keinen persönlichen Schlagabtausch, sondern großes Verständnis für die Probleme der anderen.

Sehen Sie für die nächste Zeit Perspektiven in der Abendmahlsfrage?

Der letzte Ökumenische Kirchentag fand 2010 in München statt. Auf dem Odeonsplatz vor der Theatinerkirche feierten Christen aus allen Konfessionen gemeinsam Gottesdienst.



Was offizielle Entscheidungen angeht, nicht unbedingt. Aber wir lassen bei der Frage nicht locker. Wir überlegen zum Beispiel, bei einem Studientag die unterschiedlichen Positionen zu diskutieren. Und auch der Ökumenische Arbeitskreis wird eine Entgegnung auf die römischen Einsprüche formulieren. Das Thema ist weiter akut und drängt zu sensiblen Lösungen.

Ist die Basis noch viel ungeduldiger, als die Bischöfe es sind?

Ja, ich glaube schon, dass die Basis noch enttäuschter ist, wenn solche Signale kommen. Andererseits müssen wir auch sehen, dass die Basis durchaus gemischt ist. Es gibt diejenigen, die ökumenisch sehr bewegt sind und denen das alles nicht schnell genug geht. Es gibt aber auch diejenigen, die das ganz anders sehen. Und ich als Bischof muss beides wahrnehmen und kann mich nicht nur auf eine Seite schlagen.

Sie haben angesprochen, dass die katholische und die evangelische Kirche in der Abendmahlsfrage unterschiedliche Positionen haben. Die haben sie aber auch bei anderen Themen. Für Irritationen hat im Herbst die Aussage des hannoverschen Landesbischofs Ralf Meister gesorgt, dass aktive Sterbehilfe auch in kirchlichen Einrichtungen möglich sein müsse. Wie ei-



nig sind sich die Kirchen in Sachen Bioethik?

Im Grundsatz sehr einig. Das hat schon vor Jahren eine gemeinsame Studie herausgestellt. In unserem Menschenbild und in unserer Verwiesenheit auf Gott gibt es keine großen Unterschiede. Abweichungen gibt es aber in Einzelfragen. Theologen nennen das einen begrenzten Dissens.

Aber die Frage, ob aktive Sterbehilfe geleistet wird oder nicht, ist doch kein ganz kleiner Dissens.

Nein, dieser Dissens hat tatsächlich gravierende Folgen. Aber man muss auch sehen, dass das nicht die Position der evangelischen Kirche insgesamt ist. Es ist eine Stimme in einer ganzen Palette von Meinungen. Und wir stimmen auch völlig darin überein, dass die Suizidprävention und die Palliativversorgung ausgebaut werden müssen und dass kein gesellschaftliches Klima entstehen darf, in dem aktive Sterbehilfe eine normale Dienstleistung wird.

Sind die Meinungsverschiedenheiten also halb so schlimm?

Nicht in dem Sinne, als ob das eine Bagatelle wäre. Aber manche Kritiker sehen jetzt gleich die ganze Ökumene in Gefahr oder betrachten die Frage als Testfall für die Glaubwürdigkeit der Ökumene. Und da sage ich: Wir sollten nüchtern bleiben. Es gibt einen begrenzten Dissens, ja, und der wird auch nicht unter den Teppich gekehrt. Aber es gibt sehr viel mehr Gemeinsamkeiten – und die Unterschiede laufen oft quer durch die Konfessionen.

Gemeinsam betroffen sind die Kirchen von der Corona-Krise. Gemeinsam wurden sie gerade im Frühjahr auch kritisiert. Hat die Krise die Ökumene gestärkt?

Zumindest haben sich viele ökumenische Kontakte bewährt und zu verschiedenen gemeinsamen Aktionen geführt. Ich denke zum Beispiel an das Gemeinsame Wort von evangelischer, katholischer und orthodoxer Kirche Ende März, als alle Gottesdienste verboten waren.

Oder dass es in der Osternacht erstmals überhaupt ein ökumenisches „Wort zum Sonntag“ im Fernsehen gab. Oder das ökumenische Glockenläuten rund um Ostern. Oder die gemeinsame Aktion „Gott bei euch“ zu Weihnachten. Überhaupt waren zu Weihnachten viele ökumenische Krippenfeiern oder andere Gottesdienste geplant – die dann aber leider meist abgesagt werden mussten.

Und dann wurde es doch eher konfessionell.

Ja, aufgrund der zahlenmäßigen Beschränkungen haben sich die meisten Gemeinden dann doch eher in ihre eigene Kirche zurückgezogen. Aber als Live-Stream gab es doch einige ökumenische Feiern – ich würde sagen: mehr als sonst an Weihnachten.

Und übrigens haben erstmals auch Adveniat und Brot für die Welt gemeinsam zu Spenden aufgerufen. Insgesamt würde ich sagen, dass die Kirchen und die Christen sich in all den Einschränkungen sehr ökumenisch verbunden gefühlt haben.

Das öffentliche Bild der Ökumene war lange geprägt von dem Dreamteam Marx/Bedford-Strohm. Der Vorsitz der Deutschen Bischofskonferenz hat schon gewechselt, Heinrich Bedford-Strohm tritt in diesem Jahr nicht mehr für den EKD-Vorsitz an. Was erwarten Sie für das gerade begonnene Jahr?

Ich bin sehr zuversichtlich, dass es weiter vorangeht. Natürlich sind Personen wichtig, besonders, wenn sie in der Öffentlichkeit stehen. Aber Georg Bätzing ist genauso ökumenisch engagiert wie sein Vorgänger Reinhard Marx.

Und auch wenn wir nicht wissen, wer neuer Ratsvorsitzender der EKD wird, habe ich da keinerlei Bedenken. Die Ökumene ist von den Gemeinden vor Ort bis zu den Bischöfen auf so breiter Ebene fest verwurzelt, dass es gut weitergehen wird.

Obwohl der Höhepunkt, der Ökumenische Kirchentag in Frankfurt nicht wie

► Bischof Gerhard Feige ist Vorsitzender der Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz.



▲ Wie auch 2010 in München wurde beim Evangelischen Kirchentag 2017 in Berlin während einer Orthodoxen Vesper in ökumenischer Gemeinschaft gesegnetes Brot verteilt.
Fotos: KNA

geplant stattfinden kann. Wie sehr bedauern Sie das?

Natürlich sehr – wobei wir aber immer noch davon ausgehen, dass er nicht völlig ausfallen muss. Der Kirchentag ist ja eine Art ökumenischer Gradmesser. Der erste, 2003 in Berlin, war ein echter Aufbruch. Der zweite, 2010 in München, war einerseits sehr verregnet, aber wenn ich an die Brotsegnung zurückdenke: Das war ein sehr großes ökumenisches Zeichen.

Andererseits muss man sagen: Die Zahl derer, die sich bei einem solchen Fest begeistern lassen, ist begrenzt, selbst, wenn es 100 000 sind.

Die Ökumene wird weitergehen, so oder so. Zumal wir besonders durch die ökumenischen Feiern rund um das Reformationsjubiläum 2017 zu einem wirklich stabilen Miteinander gefunden haben.

Zu Beginn unseres Gesprächs haben Sie gesagt: Es gab schon er-

freulichere Phasen. Gibt es dennoch etwas, das Ihnen ganz besonders Freude macht?

Tatsächlich ein internationaler katholisch-orthodoxer Arbeitskreis, der vom Johann-Adam-Möhler-Institut in Paderborn ins Leben gerufen worden ist und den Namen des heiligen Irenäus von Lyon trägt. Dort treffen sich inoffizielle Vertreter beider Kirchen und diskutieren sehr intensiv über theologische Fragen.

Ich sage es mal so: Da wird gedacht, nicht nur verfochten – und es macht mir viel Spaß, intensiv nachzudenken und dabei die anderen, aber auch sich selbst, besser kennenzulernen. Besonders froh bin ich natürlich auch über die hervorragenden evangelisch-katholischen Beziehungen in unserer mitteleuropäischen Region.

Fehlt Ihnen das sonst?

Ja, manchmal fehlt mir das in anderen Zusammenhängen: dieses intensive Nachdenken, bevor man vorschnell irgendwelche Meinungen verteidigt. Der tschechische Theologe Tomáš Halík hat kürzlich geschrieben: „Ein halbes Jahrhundert meines Lebens habe ich den großen Traum geträumt von der Vereinigung aller, die an Christus glauben. Heute hat sich dieser Traum von mir in Luft aufgelöst.“

Schuld daran, sagt Halík, ist, dass es auch unter Christen viel zu viele Fundamentalisten und Fanatiker gibt. Und er sagt – und zitiert damit Kardinal Martini: „Ich habe keine Angst vor Menschen, die nicht glauben, sondern vor Menschen, die nicht denken.“ Das sehe ich auch als Zukunftsaufgabe: eine Koalition aller denkenden Menschen, egal ob sie Christen sind oder nicht.

Interview: Susanne Haverkamp



▲ Am Fastnachtsdienstag brummeln die Strohären durchs rheinland-pfälzische Ruschberg.

Fotos: Schenk

BRAUCHTUM VOM AUSSTERBEN BEDROHT

Der Bär kommt auf den Hund

In Stroh eingepackt, war Meister Petz einst überall in Deutschland unterwegs

Als Bären kostümierte Gestalten sind auch heute noch unterwegs: Vom Saarland bis nach Sachsen-Anhalt bereichern sie Ostern, Pfingsten oder die Zeit nach Weihnachten, in der im Volksglauben früher das wilde Heer durch die Lüfte rauschte. Auch an Mariä Lichtmess und zur Kirchweih begegnet man mancher Bärengestalt.

Die schönsten der häufig in Stroh gepackten Bären aber sind zu Fastnacht unterwegs. An den Tagen vor Aschermittwoch oder wie in Nordhessen und Thüringen am Aschermittwoch selbst personifizieren sie seit vielen 100 Jahren den Teufel: Sein Auftauchen im Bärengewand sollte die Menschen einst daran erinnern, statt ins sündige Babylon den Weg ins himmlische Jerusalem zu suchen.

Die drei peitschenknallenden Maskierten im württembergischen Wilflingen kostet es viel Kraft, das an Seilen geführte Strohbandel zu



▲ Gut hat es der Strohär in Walldürn im Odenwald: Wo er auf Besuch kommt, warten kleine Geschenke wie Eier auf ihn. Das hilft gegen Bärenhunger.

halten und zu bändigen. In dem kleinen Dörfchen am Rand der Schwäbischen Alb steht wie jedes Jahr der Strohär im Mittelpunkt des letzten Fastnachtstages. Auch ein paar 100 Kilometer weiter, unweit des rheinland-pfälzischen Truppenübungsplatzes Baumholder, in Ruschberg und Dienstweiler, sind die Strohären an diesem Tag die närrische Attraktion.

Überall ist das Einbinden des Strohären ein Ritual, das von einer zur nächsten Generation überliefert wird. Zum Einbinden, weiß der Strohärenexperte Werner Baiker aus Sulz am Neckar, gibt es zahlreiche Techniken. Baiker bemüht sich seit Jahren darum, dem Strohären mehr öffentliche Anerkennung zu verschaffen. „Man kann das Stroh drehen, flechten oder einfach nur überschieben.“ Ähnliche Techniken kannten früher auch die Viehhirten, die sich zum Schutz gegen die Kälte Stroh und Gräser umbanden. Auch „Ötzi“, die mehr als 5000 Jahre alte

Gletschermumie, meint Baiker, habe einen Grasumhang getragen, dazu eine Mütze aus Bärenfell und passende Schuhe.

Geschätzt als Fell- und Fleischlieferant war der Bär für die Menschen jahrhundertlang jedenfalls kein Kuscheltier, wie es die niedlichen Pandas in vielen Zoos heute suggerieren, sondern ein wilder und rauer Geselle. Schon in den frühchristlichen Naturlehren galt er als Feind des Menschen, dessen „Glieder von der Natur nicht zur Geschicklichkeit seines ungeheuren Körpers gemäß geformt“ seien. Auch für den spätantiken Kirchenvater Hieronymus gab es kein grausameres Tier als den Bären.

Auch die Bibel prägte das Bären-Bild. So schildert König David, Gründer des Königreichs Juda, die Angriffe der Bären auf die Herden (1. Sam 17,34–37). Als besonders wild und gefährlich galten Bärrinnen, wenn man ihnen ihre Jungen weggenommen hatte (2. Sam 17,8;

Spr 17,12; vgl. 2. Kön 2,24). Und als Bär empfand der Prophet Jesaja den strafenden Gott: „Ein lauerner Bär war er mir, ein Löwe im Versteck. Er ließ mich vom Weg abirren, zerfleischte mich und ließ mich dann verlassen liegen“ (Klgl 3,10–11). „Wir brummen alle wie Bären“ (Jes 59,11), meinte der Prophet, der seinem Volk aber auch versprach, dass sich die Kuh am Ende des messianischen Reiches mit der Bärin anfreunden würde (Jes 11,7).

In Form gelect

Im Altertum, so hat der baden-württembergische Volkskundler Lutz Röhrich (1922 bis 2006) in seinen Sprichwörter-Lexika festgeschrieben, wurde der Bär im Volksglauben als unförmiges Stück Fleisch geboren, das erst die Mutter in die richtige Form leckte. Eine Vorstellung, die vor allem der römische Schriftsteller Plinius der Ältere (24 bis 79 nach Christus) festigte. „Dich hat der Bär gelect“ stand umgangssprachlich deshalb lange Zeit für „schlechten Umgang gehabt“.

Zu den ersten wissenschaftlichen Werken, die Tieren bestimmte Charakter- und Verhaltenseigenschaften zuwiesen, gehörte der Physiologus, eine in griechischer Sprache wahrscheinlich im zweiten oder dritten Jahrhundert in Alexandria verfasste Schrift. Ein unbekannter Naturwissenschaftler ordnete in dem Buch 47 Tieren gute und schlechte Eigenarten zu, die einmal Tugenden und Laster symbolisieren sollten.

Auch wenn der Bär anfangs noch in dieser Allegorese fehlte, verkörperte er wegen seiner Naschsucht und Gefräßigkeit schließlich zwei der sieben Todsünden: Völlerei (Gula) und Wollust (Luxuria). „Der bereeget nach der süßigkeit des honigs biß er in die grüben felt vnd gefangen vnd getöttet wird“, heißt es in einem in Augsburg editierten Buch aus dem späten 15. Jahrhundert. Von der sprichwörtlichen Fresssucht zeugt noch heute das Wort „Bärenhunger“.

Für Heilige wie Eucherius von Lyon, Bischof im fünften Jahrhundert, oder den Abt Hrabanus Maurus (achtes Jahrhundert) war der Bär niemand anderes als der Teufel. So zeigten ihn auch romanische Plastiken, Taufgefäße, Friesen und Kapitelle, aber auch Kirchentüren wie im Augsburger Dom.

Im Wormser Dom tauchte er ebenso auf wie in dem zu Aachen, wo er noch heute am Eingang steht. Allerdings hat ihn eine örtliche Sage dort zur Wölfin gemacht. In gotischen Miniaturen führten ihn Affen an Seilen. Und als Tanzbär bereicherte er mittelalterliche Psalter-Illustrationen.

Als Bären Maskierte waren höchstwahrscheinlich auch schon vor der ersten Jahrtausendwende unterwegs. Im neunten Jahrhundert zum Beispiel verdammt Hinkmar, Kirchenrechtler und Bischof von Reims, alle Tiermaskierungen, zu denen er ausdrücklich auch den Bären zählte. „Talamasques“ nannte er diese Gestalten, die wohl zur Winterzeit durch die Lande streiften. Angesichts dieser Maskenspektakel wunderte es nicht, dass anno 1207 bei einem Fastnachtsspiel in Rom in Anwesenheit des Papstes neben einem Stier und einem Hahn ein Bär getötet wurde. Allesamt Tiere, die Todsünden wie Fleischeslust und Übermut symbolisierten.

Vor Venedigs Kirche Santa Maria Formosa band man lange Zeit am Fastnachtsdonnerstag einen Bären an einen Pfahl, um ihn anschließend zu töten. Und in Florenz traten im Rahmen eines Theaterstücks 1553 ebenfalls die sieben Todsünden in Tiergestalt in Erscheinung, unter ih-

nen ein Zorn und Wut verkörpernder Bär, der sich zum Schluss mit den anderen, ebenfalls Todsünden symbolisierenden Tieren zu einem Moriskentanz vereinte.

Spätestens in der Renaissance jedenfalls war der Bär fast jedem im Volk als ein wilder und rauer Geselle bekannt. Mehr und mehr trat er im Brauch jetzt auch mit einem Bärenführer in Erscheinung, der den in Meister Petz symbolisierten Teufel an Ketten führte. In der Folge ließ man die Bären gerne tanzen. Noch heute ist diese Zeit im Volksmund lebendig, wenn von wilden Feiern die Rede ist, in denen buchstäblich der Bär los ist. Der tanzende Bär an Kette oder Seil sollte auch klar machen, dass man alles, selbst einen Bären, wenigstens etwas erziehen konnte. Eine Botschaft, die auch in die Zeit der Aufklärung passte.

Als wild und unabhängig galten sowohl der Bär als auch der Löwe. Wesentlicher Unterschied: der Bär war des Nachts besonders ak-

tiv. Über die Verbindung mit dem Mond wurde auch eine kulturelle Beziehung zu den Narren hergestellt.

Hinzu kam, dass der Bär einen langen Winterschlaf hielt, woran noch heute die Redewendung „der schläft wie ein Bär“ erinnert. Im Volksglauben endete der Winterschlaf traditionell zu Mariä Lichtmess (2. Februar). An diesem Tag sind noch heute Strohären unterwegs, etwa im Rhön-Ort Fischbach oder im sachsen-anhaltinischen Glinde.

Das biblische Wissen schwand, und statt Sinnbild des Teufels wurde der Bär zum Frühlingsboten. Im 19. Jahrhundert erschien er immer öfter im Strohkleid, um nicht nur wie etwa im hessischen Heldra die närrischen Tage zu beleben, sondern auch manchmal an Ostern, Pfingsten und zur Kirchweih. Bis heute gehören in Deutschland mehr als 200 Bärengestalten zum Brauchtum, in katholisch geprägten Gegenden ebenso wie in protestantischen Regionen.

Zum Beispiel in Ruschberg und Dienstweiler, zwei Dörfern ganz im Westen von Rheinland-Pfalz. Auch hier werden am Fastnachtsdienstag Bären in Stroh eingebunden, um anschließend von Haus zu Haus zu ziehen. Wurst, Eier und Käse, vor allem aber Alkoholika, gilt es dann einzusammeln. Naturalien, die anschließend in geselliger Runde verzehrt werden.

Dreschen mit dem Flegel

In den letzten Jahrzehnten ist der Strohärenbrauch allerdings immer weniger geworden. Als Grund nennt Strohärenexperte Baiker den Wandel in der Landwirtschaft. „Die Anbau- und Erntemethoden des Getreides haben sich geändert, Mähdrescher und der Einsatz von Pestiziden haben dazu geführt, die Halme zu verkürzen.“ In Wilffingen haben die Narren deshalb ihr eigenes Getreidefeld angelegt, das sie mit der Sense mähen und mit dem Flegel ausdreschen.

Andernorts, etwa in Singen, wird der „Hoorig Bär“, wie der echte Strohär dort traditionell genannt wurde, gar nicht mehr ins Brauchtum eingebunden. Auf einen Drillichanzug ist vielmehr Erbsenstroh genäht, und man kann ihn nach Bedarf an- und ausziehen.

Noch einfacher sind die Bärenkostüme inzwischen in den närrischen Hochburgen wie Mainz, Köln oder Düsseldorf: Beim größten Anbieter närrischer Accessoires ist der bärige „Overall Plüsch“ für 59,95 Euro im Angebot – sofort versandfertig, wie die Webseite des Karnevalsausstatters verheißt. *Günter Schenk*



▲ In Dienstweiler, Rheinland-Pfalz, lebt das Bärenbrauchtum fort: Meister Petz wird in Stroh eingebunden (Bild oben) und an der Kette durch den Ort geführt. Anderswo aber geraten die Bären mittlerweile an den Rand des närrischen Geschehens.

TOURISMUS-GESCHICHTE TEIL II

Mit Holzbrettern und Kernseife

Um das Jahr 1900 etablierte sich das Skifahren im Schwarzwald als Modesport

Ob in den deutschen Mittelgebirgen oder in den Alpen: Eine winterliche Auszeit mit sportlicher Betätigung auf Skiern steht heutzutage hoch im Kurs. Dass ein vergleichsweise teurer und modern wirkender Sport aber bereits in den 1950er Jahren – ja, sogar schon Jahrzehnte davor – in Deutschland bekannt und populär war, wird die meisten überraschen.

Wer hat diese Wintersportkultur nun in Gang gesetzt? Neu ist sie jedenfalls nicht: In schneereichen und unwegsamen Gegenden wie Skandinavien, Russland oder Sibirien kannte man die gleitende Fortbewegung im Schnee mit Hilfe langer Bretter schon seit vielen Jahrtausenden.

In Deutschland hat der Schwarzwald dahingehend die älteste Tradition: Skibretter waren erstmals im Jahr 1888 durch einen Landarzt namens Tholus nach Todtnau im Südschwarzwald gelangt. Dieser hatte zuvor in Norwegen praktiziert und dort Skier kennengelernt. Mit dem praktischen Fortbewegungsmittel kam man bei den hohen Schneelagen im Schwarzwald besser voran. Auch Krankenbesuche waren leichter zu bewerkstelligen.

Ganz konkret wurde ein wichtiges Stück Skigeschichte dann 1889 auf dem Feldberg geschrieben. Und zwar von einem respektablen französischen Konsultatssekretär und erfahrenen Skifahrer, Robert Pilet. Zusammen mit einem Gefährten unternahm er als Erster die Skitour vom Bärenental auf den höchsten Berg des Schwarzwaldes. Skisportnachhilfe aus Frankreich also! Später trugen sich die beiden im Gästebuch des bereits 1864 entstandenen Hotels Feldberger Hof ein.

Zwei Jahre später, 1891, versuchten auch die Todtnauer Carl Thoma II. und Fritz Breuer den als unzugänglich geltenden Feldberg von einer anderen Seite aus zu besteigen und abzufahren. Ausgerüstet waren sie mit einem Paar Ski und einem Paar Schneereifen, also einem länglich geformten Holzreifen mit einem Leder- oder Zweiggeflecht, der am eigenen Schuh befestigt wurde.

Angesichts „großer Kälte, Nordoststurm und zwei Meter Schneehöhe“ musste Thoma das abenteuerliche Unternehmen aufgeben und wurde durch das Personal des Feldberger Hofes geborgen. Dem Prokuristen Breuer indes gelang es, sein

tief verschneites Ziel auf 1483 Meter Höhe zu erreichen.

Dass eine solche Tour ein gefährliches Abenteuer gewesen sein muss, lässt sich angesichts der Ausrüstung denken: lange Holzbretter ohne Stahlkanten mit einer wackeligen Bindung, die aus einer handgefertigten Rindlederkappe, einem Halteriemmen und einem Fangband bestand.

Von einer Sicherheitsbindung konnte keine Rede sein, ebenso wenig von fest sitzenden Skischuhen. Man trug geschnürte Lederstiefel – noch bis in die 1950er Jahre. Unvorstellbar für einen heutigen Skifahrer, wie man seinerzeit seine Skier wachte, um sie besser im Schnee gleiten zu lassen: eine Speckschwarte oder ein Stück Kernseife zum Einschmieren musste reichen.

Erster deutscher Skiverein

Mehr oder weniger zeitgleich hatten die ersten Impulse des Skifahrens im Schwarzwald 1891 zur Gründung des ersten deutschen Skivereins geführt: des SV Todtnau. Wer in der Region lebte oder die schneesicheren Gebiete im Rahmen einer eintägigen Skitour erreichen konnte, für den kam Skifahren als Urlaubstraum durchaus damals

schon in Frage, selbst mit einem durchschnittlichen Einkommen.

Skifahren wurde zum Modesport. Überall entstanden in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts neue Skiclubs. Schon 1891/92 war ein Eisenbahn-Projekt auf den Feldberg angedacht worden. Etwaige Bedenken wurden laut der lokalen Rundschauf von Seiten der Feldberggemeinde „dadurch beseitigt, daß der Schneeschuhsport dem Feldberg in diesem Winter einen solchen ungeahnten Fremdenverkehr zuführte, daß die Interessenten einen bedeutend gesteigerten Jahresverkehr in Aussicht nehmen“.

Man sah sich also auf dem richtigen Weg zu einem regen Winter-

Ohne den Feldberg, den höchsten Berg in Baden-Württemberg, hätte sich der Skisport in Deutschland vielleicht nie etabliert.

Tourismus: Das Angebot in der Region vergrößerte sich und man bot Skikurse für Urlauber von außerhalb an. Das lohnte sich offenbar schon damals. Auch im Alltag zeigte der Skisport Nutzen: Bereits 1893 wurden etwa die Postboten im Schwarzwald mit Skiern ausgestattet. Langlaufskier kannte man noch nicht. Man nutzte die Bretter multifunktional für Abfahren, Langlauf und Schneewanderungen.

Skihose braucht's nicht ...

Auch Wintersportbekleidung war bis in die 1950er Jahre noch nicht für jeden erschwinglich – aber auch nicht wichtig. Statt einer Skihose taten es auch eine umgenähte Uniformhose, Trainingshosen oder Keilhosen. Letztere waren in der Regel aus Wolle, imprägniert und mit einem verstellbaren Rundbund und einem Gummisteg am Beinabschluss versehen.

Dazu trug man einen Wendeanorak und eine Pudelmütze. Statt eines Helms saßen warme, sportliche Strickmützen auf dem Kopf. Auch Skischuhe waren nicht die Regel. Man behielt sich mit knöchelhohen Schnürschuhen, die man an den Skiern befestigte.

Das Wort „Ski“ übrigens wurde im 19. Jahrhundert aus dem Norwegischen entlehnt. „Ski“ bedeutet dort „Scheit“ (gespaltenes Holz) oder „Schneeschuhe“. Irene Krauß



▲ 1891 gründeten (v.l.) Rudolf Thoma, Carl Thoma II., Carl Thoma III., Fritz Breuer, Carl Schlimbach und Oskar Faller den Ski-Club Todtnau. Foto: Skiclub Todtnau 1891 e.V.

DEUTSCHES BRAUCHTUM IN PENNSYLVANIA

Murmeltier und Muttergottes

2. Februar: Was „Punxsutawney Phil“ mit der Jungfrau Maria verbindet

40 Tage nach Jesu Geburt stellte sich die Heilige Familie im Tempel vor. Der 2. Februar: Früher galt er als Ende der Weihnachtszeit und im Mittelalter als Auftakt zum Ackerjahr. Über deutsche Siedler fand der bäuerliche Lostag den Weg in die Neue Welt – und schuf dort das Brauchtum um „Punxsutawney Phil“ und den Murmeltiertag.

Quer über den Globus und verschlungen durch die Zeiten zieht sich eine seltsame Verbindung zwischen der Gottesmutter Maria, die dem Kindbett im Stall entstieg und dem Kindermord von Bethlehem entkommen ist, zu einem nordamerikanischen Nager aus der Familie der Hörnchen und mit ihm zu einem Hollywood-Kassenschlager der 1990er Jahre.

Mit der „Darstellung im Tempel“ erfüllten Maria und Josef die jüdischen Gesetzesvorschriften aus dem Buch Levitikus. Für 40 Tage nach der Geburt eines Jungen galt die Frau demnach als unrein. Als Reinigungsopfer hatte sie einem Priester ein Schaf und eine Taube zu übergeben. Weniger Wohlhabende wie Maria und Josef brachten zwei Turteltauben dar.

Gottes Eigentum

Der erstgeborene Sohn wurde in Erinnerung an den Auszug Israels aus der ägyptischen Sklaverei als Gottes Eigentum angesehen. Seine Vorstellung im Tempel nahm für Maria theologisch bereits die Rückgabe ihres Sohnes an Gott im Kreuzestod Jesu vorweg – eine alttestamentliche Analogie auch zum Opfer Isaaks durch den Stammvater Abraham.

Das Heil, das der greise Simeon im Tempel bei dieser Gelegenheit in dem Kind Jesus als dem Messias erkennt und das die Kirche in Simeons Lobgesang „Nunc dimittis“ (evangelisches Tageslied für 2. Februar: „Im Frieden dein, o Herre mein“) verarbeitet hat, wurde später mit einer Licht- und Kerzensymbolik verbunden. Daher wird der Tag auch als Mariä Lichtmess gefeiert.

Schließlich spielt die Zahl 40 sowohl in der Liturgie wie im Jahreskreis eine wichtige Rolle: 40 Tage verbrachte Jesus in der Wüste und wurde vom Teufel versucht. 40 Tage dauert die Fastenzeit in Vor-



▲ Die Honoratioren von Punxsutawney bei der Präsentation des Wetterorakels am 2. Februar. Der Brauch des Murmeltiertags beruht auf deutschen Wetterregeln. In diesem Jahr muss er coronabedingt ohne die üblichen Touristenmassen auskommen.

bereitung auf das Osterfest. So war es früher auch vor Weihnachten: 40 Tage vor Heiligabend, am Martins-tag, war Schlachttag, das Ende des Landwirtschaftsjahres. Bezahlt wurde vielfach in Naturalien – und vor der 40-tägigen Weihnachtsfastenzeit („Martinsquadragese“) noch einmal so kräftig reingehauen wie an Karneval.

Auch der 40. Tag nach Weihnachten war eine Wegmarke, liturgisch wie landwirtschaftlich. Der 2.



▲ Mariä Lichtmess galt bis zur Liturgiereform der 1960er Jahre als Ende der Weihnachtszeit. Im bäuerlichen Jahreskreis ist es ein wichtiger Lostag.

Februar, bis zur Liturgiereform der 1960er Jahre das Ende der weihnachtlichen Festzeit, war zugleich der Auftakt zum Ackerjahr. Mit der spürbar zunehmenden Tageslänge an „Mariä Lichtmess“ sind allerlei Erleichterungen und Bauernweisheiten verbunden.

Der Schatten des Dachses

So hieß es etwa: „Wenn's an Lichtmess stürmt und schneit, ist der Frühling nicht mehr weit; ist es aber klar und hell, kommt der Lenz noch nicht so schnell.“ Aus Westfalen ist aus dem Jahr 1859 überliefert: „Wenn der Dachs zu Maria Lichtmessen, mittags zwischen 11 und 12 Uhr seinen Schatten sieht, so muß er noch vier Wochen in seinem Baue bleiben.“

Von da ist es nicht mehr weit zum US-amerikanischen Murmeltiertag. Die vielen deutschsprachigen Einwanderer in Pennsylvania, wo es keine Dachse gibt, brauchten einen ähnlichen Winterschläfer als Protagonisten dieser Bauernregel. Sie erkoren das tagaktive, 40 bis 80 Zentimeter große und leicht zu beobachtende Waldmurmeltier, auf Englisch „Groundhog“ oder Whistle-Pig (Pfeifschwein) genannt.

Das Fest Mariä Lichtmess wurde so in den USA zum „Groundhog Day“, oder, wie der Tag in dem auf kurpfälzischen Dialekten basierenden Pennsylvania Dutch heißt: „Grundsau-Daag“. Daran, ob die „Grundsau“ ihren Schatten sehen kann, entscheidet sich (vermeintlich) die Länge des Winters.

Am weitesten treibt den volkstümlichen Murmeltier-Kult in den USA und Kanada der 6000 Einwohner zählende Ort Punxsutawney rund 130 Kilometer nordöstlich von Pittsburgh. 1993 wurde das Städtchen Spielort des Hollywood-Klassikers „Und täglich grüßt das Murmeltier“, wo ein schlecht gelaunter Wetteransager – dargestellt von Bill Murray – so lange in einer Zeitschleife hängt und immer wieder denselben Tag erlebt, bis er ein besserer Mensch geworden ist.

In diesem Jahr empfängt das Murmeltier „Punxsutawney Phil“ coronabedingt keine touristischen Besucher. Doch wenige Tage nach der Amtseinführung des neuen US-Präsidenten Joe Biden wird die Welt dennoch vom Festkomitee erfahren, ob sie auf einen baldigen Frühling hoffen darf. Oder ob der Winter noch lange weitergehen wird.

Alexander Brüggemann

7 „Warum man auch immer Verwandte haben muss, die man nicht ausstehen kann. Hoffentlich hält das Wetter. Der Garten ist groß genug, da kann man sich aus dem Weg gehen und mit den Kindern spielen“, meinte Lotte hoffnungsvoll.

„Ja, die Kinder. Die stellen einem wenigstens keine dummen Fragen.“ Lotte grinste. Ihre ansonsten so langmütige Mutter kam mit ihrer jüngsten Schwester Rita überhaupt nicht aus. „Ich höre sie jetzt schon“, empörte sich die Mutter und fuhr im hellen, stets etwas atemlos klingenden Tonfall Tante Ritas fort: „Was macht denn dein Geschiedener? Du wirst doch wissen, wie es ihm geht, schließlich ist er der Vater deiner Tochter.“ In ihrer normalen, tieferen Stimme sprach sie weiter: „Sie kann einfach nicht kapieren, dass er mich überhaupt nicht mehr interessiert.“

„Reg dich nicht auf, Mutti. Sie hat einfach einen Tick mit dem Heiraten. Mich fragt sie regelmäßig, wann es denn bei mir so weit wäre und ob ich mir denn keine Kinder wünsche.“ „Und? Tust du das?“, fragte die Mutter. „Natürlich. Aber erst einmal muss ich den richtigen Vater dazu finden“, antwortete Lotte nachdenklich und dachte unwillkürlich an Toni. Die Mutter musterte sie liebevoll. „Lass dir Zeit damit! So, und jetzt wird es Zeit, dass wir uns auf den Weg machen zur Tante Fanny.“

Wie befürchtet stellte Rita viele neugierige Fragen und erzählte überaus stolz von ihrer eigenen, vollkommenen Familie und deren Wundertaten, beruflich erfolgreich und privat in ordentlichen Verhältnissen lebend.

Im Übrigen verlief die Feier ungetrüb und endete früh und abrupt, weil gegen Abend ein Gewitter aufzog. Die Gäste verabschiedeten sich rasch. Lottes Mutter wollte ihrer Lieblingsschwester beim Aufräumen helfen. „Ich kann doch nicht zulassen, dass du morgen früh die ganzen Teller mit den angetrockneten Resten sauber machen musst, Fanny. Da helfen wir beide jetzt zusammen, bis das Haus wieder in Ordnung ist.“ Lotte erbot sich, das Geschirr einzusammeln, und wurde danach nach Hause geschickt. „Geh nur, Lotte, du musst morgen früh zur Arbeit. Wir schaffen den Rest auch allein.“

Lotte ließ sich recht gern wegschicken, nicht nur, weil sie die Hausarbeit nicht gerade leidenschaftlich gern tat, sondern auch, weil sie genau wusste, dass die beiden Schwestern die Gelegenheit zu ausführlichem Getratsche nutzen würden. Bei der Zusammenkunft so vieler Verwandter waren etliche Neuig-



Lotte lebt gerne mit ihrer Mutter zusammen. Sie verstehen sich ausgesprochen gut. Im Haushalt trägt jede ihren Teil bei und die Miete teilen sie sich. Durch die unterschiedlichen Arbeitszeiten hat jede genügend Freiraum. Wenn beide frei haben, unternehmen sie auch gerne etwas gemeinsam. Auf die heutige Geburtstagsfeier von Tante Fanny haben sie allerdings wenig Lust.

keiten zutage gekommen, und die würden nun reichlich durchgekaut und kommentiert. Lotte kannte das und war nicht scharf darauf.

Mit einem Schirm von Onkel Norbert rannte sie durch den anhaltenden, wolkenbruchartigen Regen, begleitet von inzwischen fernen Blitzen und Donnerrollen, die paar 100 Meter zur eigenen Wohnung. Sie wurde patschnass. Kaum hatte sie sich abgetrocknet und es sich mit einer Zeitschrift im Wohnzimmer gemütlich gemacht, zogen die schwarzen Wolken davon und die Abendsonne kam strahlend hervor und spiegelte sich glitzernd in abertausenden dicken Regentropfen, die noch an Bäumen und Sträuchern hingen.

Lotte öffnete die Balkontür. Weit weg wölbte sich ein verblassender Regenbogen in den Himmel hinein. Der Regenbogen stand genau in Richtung Irzing am Himmel, fiel ihr auf. Irzing – Toni. Was der wohl gerade tat? Ob er zu Hause war?

Kurz entschlossen holte sie sich das Telefon und das Telefonbuch und setzte sich auf den Balkon in die Abendsonne. Es gab eine ganze Reihe von Thalhammers, aber nur bei einem stand Irzing dabei.

Lotte zögerte noch einmal, dachte an ihn, lächelte unwillkürlich und tippte die Nummer ein. Nach mehrmaligem Läuten fragte eine weibliche Stimme: „Ja? Thalhammer.“

„Grüß Gott. Könnte ich den Toni sprechen?“ Die Stimme antwortete fast barsch: „Den Toni? Wer ist denn da?“ „Ah, Lotte. Ich heiße

Lotte.“ „So. Ja. Moment.“ Es klappte, als der Hörer abgelegt wurde, dann folgten zwei dumpfe Schritte, eine aufspringende Türklinke und ein lauter Ruf: „Toni? Telefon! Eine gewisse Lotte ...“

In Sekundenschnelle war er am Apparat. „Lotte?“ Überraschung und Freude über ihren Anruf drangen deutlich bis zu ihr durch. „Ja, Toni, servus. Ich habe eben an dich gedacht und da ist mir eingefallen, ich könnte dich anrufen ...“

„Du hast an mich gedacht? Ich denke auch schon die ganze Zeit an dich!“ „Jetzt übertreib aber nicht. Ich bin überrascht, dass du gar nicht auf dem Volksfest bist.“ „Ach, ohne dich hätte es mir doch keinen Spaß gemacht.“ „Du Schmeichler!“ „Nein, ganz im Ernst! Von wo rufst du an? Bist du daheim?“ „Ja. Der Wolkenbruch hat der Geburtstagsgrillfeier meiner Tante ein vorzeitiges Ende beschert.“ „Ach so. War's schön?“ Lotte setzte sich bequem mit übergeschlagenen Beinen auf ihrem Sessel zurecht und erzählte ein wenig davon. „Und wie war dein Tag?“, fragte sie am Ende.

„Oh, es war nichts Besonderes los. Ein Kalb ist auf die Welt gekommen und am Nachmittag hab ich bei einem Nachbarn das Heu gepresst. Gerade rechtzeitig vor dem Regen sind wir mit dem Einfahren fertig geworden. Nur ich selber bin danach auf dem Heimweg fest geduscht worden.“ „Was, du auch? Ich auf dem Heimweg auch.“

„Da hat uns dieselbe Wolke getauft! Und jetzt ist wieder schönstes

Wetter! Hast du Zeit? Wollen wir uns treffen?“ „Oh, ich bin viel zu müde. Die Party war anstrengend.“ „Und morgen? Oder übermorgen? Bis zum Mittwoch ist es noch so fürchterlich lange hin ...“

„Ja ...“, gab Lotte zu und wünschte sich eigentlich auch, Toni schon früher treffen zu können. „Aber es geht nicht! Am Montag haben Mutter und ich einen Radlausflug geplant, und am Dienstag findet ein hochoffizielles Festessen statt, mein Chef hat sein Zahnlabor vor genau 20 Jahren gegründet.“

Warum erzähle ich ihm das alles, fragte sich Lotte? Weil es mir wichtig ist, ihn wissen zu lassen, dass es da nicht etwa einen anderen Freund gibt, mit dem ich unterwegs bin, antwortete sie sich in Gedanken selbst.

„Schade“, erwiderte Toni. „Aber am Mittwoch sehen wir uns, ja? Um sieben?“ „Okay. Wo treffen wir uns?“ „Ich hole dich natürlich ab.“ „Gut. Was machst du heute noch so?“ Keiner von beiden konnte sich entschließen, das Gespräch zu beenden. Jeder hatte den Hörer eng ans Ohr gepresst. Erst nachdem sie sich zum dritten Mal Gute Nacht gesagt hatten, legte Lotte auf, irgendwann musste es ja sein. Bald danach ging sie ins Bett und schaltete das Radio ein. Toni hatte ihr versichert, er würde sich dieselbe Musiksendung anhören.

Tonis Familienbande

Von Toni kaum registriert, hatte seine Mutter dreimal im Laufe seines langen Telefonats den Flur durchquert, zuletzt spöttisch den Kopf schüttelnd. Später saß sie in der großen Wohnküche vor dem Fernseher mit einer zerrissenen blauen Arbeitsjacke in den Händen. Ihre Augen ruhten mehr auf dem Flicker, den sie auf das Loch am Ellbogen nähte, als auf dem Fernsehschirm.

Als Toni kam, um sich ein Glas Saft einzuschenken, selbst gepresst aus den eigenen Äpfeln des letzten Herbstes, warf sie ihm einen scharf beobachtenden Blick zu. „Das hat aber lang gedauert am Telefon!“ „Hm.“ Toni trank durstig. „Lotte hast du sie genannt, nicht? Wer ist denn das?“

► Fortsetzung folgt

Andrea Sommerer:
Große Liebe
im Gegenwind

© Rosenheimer Verlag
ISBN:
978-3-475-54274-9



Jeder Tag eine Herausforderung

Seelsorger berichtet von der schwierigen Situation im Görlitzer Malteser-Krankenhaus

Viele Kliniken sind wegen Corona überlastet. In Sachsen ist die Lage besonders angespannt. Diakon Bernd Schmuck arbeitet in einem Krankenhaus in Görlitz. Er erzählt, wie er die Situation erlebt, wie es den Pflegern und Ärztinnen geht – und wie er den Patienten jetzt helfen kann.

Herr Diakon, Sie arbeiten in einer der Regionen, in denen die Inzidenzzahlen bundesweit am höchsten sind. Was erleben Sie zurzeit?

Ich erlebe eine sehr angespannte Lage. Bei uns im Krankenhaus mussten wegen der Corona-Patienten auf anderen Stationen Betten reduziert werden. Viele Menschen können deshalb nicht ins Krankenhaus kommen und die, die kommen, sind mitunter schwerkrank, weil der Krankenhausaufenthalt lange herausgezögert wurde.

Seit wann ist die Lage so angespannt?

So extrem ist es seit Mitte Dezember. Seitdem sind die Inzidenzen in Sachsen sehr hoch. Das sind sie auch nach wie vor. Wir sind ein relativ kleines Krankenhaus mit 120 Betten, deshalb klingen die Zahlen jetzt vielleicht nicht so schlimm: Aber wenn wir 30 Corona-Patienten gleichzeitig behandeln, ist das schon eine extreme Herausforderung.

Wo liegt die Herausforderung für Sie als Seelsorger?

Die Seelsorge findet jetzt in einem ganz anderen Rahmen statt. Vorher haben wir viele Liturgien gefeiert und geistliche Angebote gehabt, das ist jetzt nicht möglich. Stattdessen sind wir fast ausschließlich am Patientenbett und bei den Mitarbeitenden.

Haben Sie Angst, jemanden anzustecken oder angesteckt zu werden?

Wenn ich zwei bis drei Stunden auf der Corona-Station war, kann ich das natürlich nicht ausschließen. Aber ich schütze mich und hoffe, dass ich für niemanden zur Gefahr werde. Das bedeutet auch, dass ich nicht wie gewohnt bei den Patienten sein kann. Klar, ich setze mich ans Bett, ich halte, wenn gewünscht, ihre Hand und berühre sie. Aber dabei trage ich drei Paar Gummihandschuhe, Schutzkleidung, Schutzkittel, FFP2-Maske, Kopfhaut und Visier. Das ist dann



▲ Bernd Schmuck ist Diakon und Seelsorger im Malteser-Krankenhaus in Görlitz.

Foto: Stephanie Hänsch

eine Begegnung und Berührung, die anders wirkt. Aber ich denke schon, dass der Patient sie spürt und sie ihm hilft.

Brauchen die Menschen gerade mehr Seelsorge als sonst?

Zuwendung auf jeden Fall. Was die Menschen am meisten bewegt, ist ihre Angst vor dem, was kommt. Viele haben ohnehin schon Angst vor einem Krankenhausaufenthalt, aber wenn sie dann auf der Isolierstation erleben, wie Ärzte und Pfleger mit Schutzanzügen zu ihnen kommen, wird die nochmal verstärkt. Ich versuche, mit ihnen einen Weg zu finden, wie diese Angst beherrschbar wird. Da helfen Rituale, ein Segenswort, eine stille Berührung.

Wie können Sie den Menschen helfen, die Einsamkeit belastet?

Ich versuche vor allem, Kontakt zu ihren Angehörigen herzustellen. Patienten, die nicht palliativ behandelt werden oder im Sterben liegen, können im Moment keinen Besuch empfangen. Für sie haben wir Tablets angeschafft, damit sie mit ihren Angehörigen skypen können. Das ist sehr wertvoll. Ich erinnere mich an eine Frau, die ihre kranke Mutter vier Wochen lang nicht sehen konnte – da sind beim ersten Anruf viele Tränen geflossen. Genauso wie wenn wir Menschen verabschieden

re mich an eine Frau, deren Mutter und Vater auf unserer Corona-Station lagen. Sie sind in den letzten Wochen jeder für sich ganz still verstorben. Die Tochter hat mir gesagt, dass sie nie an Gott glaubte – jetzt aber habe sie das Gefühl, dass es einen Gott gibt.

Ausgerechnet jetzt?

Ja, da war plötzlich eine Sehnsucht bei ihr da: Es muss doch etwas geben, dass das Leben übersteigt, sonst wäre das alles so sinnlos. Das hat mich beeindruckt.

Empfinden Sie die hohen Todeszahlen nicht auch als sinnlos? Man sieht aus Sachsen viele Bilder von überfüllten Krematorien.

Das ist jetzt schon vehement. Wir haben hier in Sachsen einen hohen Altersdurchschnitt in der Bevölkerung, auch bei den Verstorbenen mit einer Covid-Erkrankung. Allein am Heiligabend hatten wir auf der Corona-Station sechs Patienten, die verstarben. Das ist eine Last, die man nicht einfach an der Krankenhaustür ablegen kann.

Belastet Sie das auch nach Feierabend?

Ich gehe jeden Abend zu Fuß nach Hause, da spreche ich dann mit Gott und versuche, ihm alles Erlebte hinzuhalten. Mir machen aber nicht nur die Patienten Sorgen, sondern auch die Mitarbeitenden, die mir erzählen, wie schwer es gerade für sie ist. Sie können ihren eigenen Anspruch an Pflege nicht mehr erfüllen. Sie fühlen sich oft hilflos – das macht auf Dauer krank. Viele können nicht mehr.

Haben Sie Hoffnung, dass die Situation bald besser wird?

Ja, ich bin ein hoffnungsvoller Mensch. Aber wir fragen uns alle: Wie lange noch? Wie lange halten wir das durch? Im Moment halten wir die gegenwärtige Situation aus und dabei ist jeder einzelne Tag eine Herausforderung. Aber es gibt Gott sei Dank immer wieder auch frohe Momente.

Welche zum Beispiel?

Wenn mich eine junge Krankenschwester, die wir begleitet haben, nach vielen Wochen Beatmung auf der Intensivstation anruft und sagt, dass sie die ersten Schritte zurück in den Alltag geht und wie ihr unser Beten geholfen hat. Das macht mich froh. *Interview: Sandra Röseler*

und Angehörige nur virtuell dabei sein können.

Kommt das oft vor?

Manchmal können Angehörige nicht kommen, weil sie in Quarantäne oder selbst Risikopatienten sind. Es kommt deshalb immer wieder vor, dass Menschen ihre Angehörigen das letzte Mal nur auf diese Weise sehen. Wenn ich sie dann in den Folgetagen noch einmal anrufe, wollen sie vor allem wissen: Wie waren die letzten Stunden? Hat er leiden müssen? War er allein? Das berührt mich schon sehr.

Wie kommen Sie persönlich damit klar?

Ein Trost für mich ist, dass ich das nicht allein mit mir tragen muss, sondern dass ich es Gott hinzuhalten kann – das sage ich auch den Patienten so. Ich denke schon, dass es für sie viel bedeutet, wenn wir ihnen sagen, dass es da jemanden gibt, der mitgeht.

Gibt es auch Patienten und Angehörige, die fragen: „Wo ist dein Gott jetzt?“

Es gibt Menschen, die klagen und hadern mit Gott. Auch das gehört zum Glauben: Zweifel und die Erfahrung von Ohnmacht gerade jetzt, wo Leid so übermächtig zu sein scheint. Ich mache aber noch eine andere Erfahrung: Ich erinne-



YOU! MAGAZIN

Ihr Geschenk für Jugendliche!

www.youmagazin.com

Begeisterung wecken –

YOU! ist das katholische Magazin für Jugendliche zwischen 12 und 18 Jahren. YOU!Magazin spricht junge Menschen in ihrer Sprache an.

Orientierung geben –

In der Zeit leben und sie mit den Augen des Glaubens sehen. YOU!Magazin greift die Themen auf, die Jugendliche beschäftigen: Stars, Musik, Kino, Liebe, aber auch Fragen zum Glauben und zur Kirche.

Freude schenken –

Verschenken Sie YOU!Magazin zur Firmung, zum Geburtstag oder einfach so. YOU! erscheint alle zwei Monate und kann als Einzelheft oder als Abonnement bezogen werden.

Bestellcoupon

Ja, ich verschenke YOU!Magazin

YOU!Magazin wird mit der nächsten erreichbaren Nummer zugestellt.

- Einzelheft 2,90 EUR
- Schnupperabo* 7,00 EUR
6 Monate, 3 Ausgaben
*nur für Neu-Abonnenten, verlängert sich nach Ablauf automatisch auf das Jahresabo zum Normalpreis
- Jahres-Abo* 14,70 EUR
12 Monate, 6 Ausgaben
*darüber hinaus bis auf Widerruf

Bitte schicken Sie YOU!Magazin an:

Name / Vorname Straße / Hausnummer

PLZ / Ort

Bitte schicken Sie die Rechnung an:

Name des Auftraggebers Straße / Hausnummer

PLZ / Ort E-Mail

IBAN BIC

Name des Geldinstituts

Zahlung per Bankeinzug gegen Rechnung

Datum Unterschrift

Bitte ausfüllen und einsenden an:

Sankt Ulrich Verlag GmbH, Leserservice, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg, Telefon 0821/50242-53, Telefax 0821/50242-80, E-Mail: info@youmagazin.com

Mehr als ein Begleiter

Ein Haustier macht viel Freude, aber auch Kosten und Arbeit

Viele Menschen, die einsam sind, denken darüber nach, sich ein Haustier zuzulegen. Während der Corona-Pandemie hat die Nachfrage nach einem treuen Begleiter deshalb stark zugenommen. Doch sind Hund, Katze und Co. eine gute Lösung bei Einsamkeit?

Ganz so weit hergeholt ist der Gedanke gar nicht, findet Frank Nestmann. Er ist Teil einer Forschungsgruppe an der Technischen Universität in Dresden, die sich darauf spezialisiert hat, die Beziehung zwischen Tier und Mensch zu untersuchen. „Es ist ohne Zweifel so, dass Menschen, die Haustiere haben, weniger einsam sind“, sagt er. Haustiere bieten Gesellschaft, machen Freude und strukturieren den Alltag. Immerhin müssen sie gefüttert und gepflegt werden. Durch die Fürsorge für ein Lebewesen fühlt sich der Mensch gebraucht.

Auch Annette Rost vom Tierschutzverein Berlin glaubt, dass es eine große Bereicherung sein kann, wenn ein Mensch, der ansonsten einsam wäre, ein Haustier bei sich wohnen lässt. In der Corona-Krise stand sie mit dem Gedanken wohl nicht allein da. Sie weiß von vielen Tierheimen, die bereits Anfang der Krise kaum mehr Tiere in der Vermittlung hatten.

Viele Bedürfnisse

Eines der Tierheime, die von einer hohen Nachfrage berichten, ist das Tierheim Fulda Hünfeld. „Bei den Katzen ist die Nachfrage am meisten gestiegen“, sagt Tierheimleiterin Eva-Maria Stollberg. Das könne daran liegen, dass oft die Meinung vorherrscht, dass Katzen genügsamer sind als Hunde, nimmt Petra Karolewicz von der Hamburger Katzenverhaltensberatung

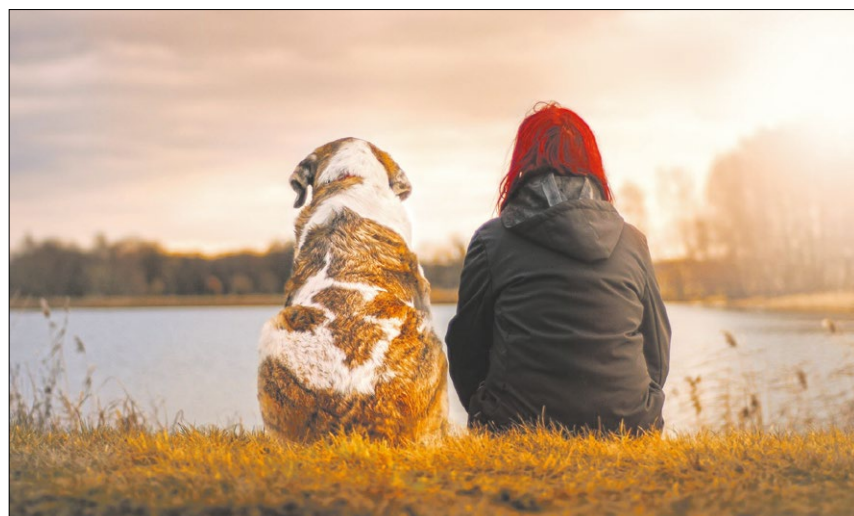
„Catissimio“ an. „Das stimmt aber – gerade bei reiner Wohnungshaltung überhaupt nicht“, sagt sie. Das Tier brauche mehr als Futter, Wasser und regelmäßige Besuche beim Tierarzt. „Wir Menschen müssen dafür sorgen, dass auch Bedürfnisse nach Bewegung, Spiel, Abenteuer und Abwechslung erfüllt werden“, betont Karolewicz. Ansonsten könne es beim Tier zu Verhaltensauffälligkeiten, Krankheiten oder sogar Depressionen kommen.

Gut für die Gesundheit

Rost rät künftigen Tierhaltern, neben den anfallenden Kosten auch praktische Dinge zu bedenken: Wer trägt beispielsweise das Katzenstreu hoch, wenn ich es selbst nicht kann? Und wer versorgt das Tier, wenn ich nicht zu Hause bin? Hat man für all das eine Lösung gefunden, kann die Beziehung zwischen Mensch und Tier für viele schöne Momente sorgen. Nestmann geht noch weiter. Es sei sogar gesundheitsfördernd, wenn beispielsweise ein älterer Mensch, der sonst keine Nähe und Zuwendung erleben würde, ein Tier streichelt und sich mit ihm beschäftigt.

Annette Rost sagt, es sei dabei aber wichtig, auf die Bedürfnisse des Tieres einzugehen und es nicht wie einen Menschen zu behandeln. Denn eine Katze bleibe nun mal eine Katze und ein Hund ein Hund. Sie findet: „Es wäre doch traurig, wenn jemand sich so zurückziehen würde, dass das Haustier sein einziger Kontakt ist.“ Dabei könne ausgerechnet der tierische Begleiter die Kommunikation zwischen Menschen fördern. Beim Gassigehen mit dem Hund komme man beispielsweise trotz Abstand viel schneller mit anderen Menschen in Kontakt, als wenn man allein spazieren gehen würde.

Suria Reiche



▲ Mit Hund ist man weniger allein. Wer sich einen tierischen Begleiter wünscht, sollte sich aber darüber im Klaren sein, dass jedes Tier Bedürfnisse hat. Foto: gem



▲ Der Stieglitz ist farbenprächtig und stimmgewaltig. Er singt fast das ganze Jahr über. Nur während der Mauser verstummt er.

Foto: imago images/blickwinkel

Symbolträchtiger Singvogel

In der christlichen Ikonografie spielt der farbenprächtige Stieglitz eine wichtige Rolle

Wer ihn zu Gesicht bekommt, hat Glück. Der Stieglitz ist ein seltener Gast im heimischen Garten. Mit seinem bunten Federkleid – einer aparten Mischung aus hellem Braun, Weiß sowie Rot und Gelb – ist er nicht nur eine Freude fürs Auge, sondern auch reich an Symbolik. Wer genau hinschaut, entdeckt gerade in vielen Marienbildern einen Stieglitz.

Sinnbild für die Passion

Seiner Vorliebe für Disteln, vor allem aber der blutroten Färbung am Kopf hat der Stieglitz (oder Distelfink) die wohl bekannteste Assoziation zu verdanken: Er gilt als Sinnbild für die Passion und den Opfertod Jesu Christi. Und so findet sich, mal versteckter, mal auf den ersten Blick sichtbar, in vielen Gemälden von Hans Holbein bis zu Michelangelo in der Nähe von Gottesmutter und Jesuskind ein Stieglitz als Hinweis auf die bevorstehende Kreuzigung.

Weithin bekannt ist Raffaels „Madonna del Cardellino“ („Madonna mit dem Stieglitz“). Auf dem um 1506 entstandenen Gemälde zeigt der große Künstler der italienischen Hochrenaissance Maria mit dem Jesuskind. An ihrer Seite ist der kleine Johannes der Täufer, der Jesus einen Stieglitz reicht.

Auch Federico Barrocci (1535 bis 1612) widmet sich im Bild „Heilige Familie“ der Gottesmutter mit Jesus und dem Johannesknaben. Johannes hält in der hochgereckten Hand ei-

nen Stieglitz und beschützt ihn vor einer sehr interessierten Katze. Der venezianische Maler Giovanni Battista Tiepolo (1696 bis 1770) gibt in seiner Darstellung „Madonna mit dem Stieglitz“ dem kleinen Jesus selbst den Vogel in die Hand.

Manche Legende umrankt den Stieglitz. So erzählte man sich, er sei bei der Schöpfung erst so spät an

der Reihe gewesen, dass Gott nicht mehr genug Farbe übrig hatte und kurzerhand dem Stieglitz die Reste seiner Palette angedeihen ließ. Verbreitet war aber vor allem die Vorstellung, dass ein Stieglitz einen Dorn aus der Haut des Gekreuzigten gezogen habe, um dessen Schmerzen zu lindern. Dabei sei Blut auf das Vogelköpfchen getropft – eben jene

charakteristische Färbung, die jedem Distelfink zu eigen ist.

Auch mit Fruchtbarkeit und Beharrlichkeit wurde der Stieglitz assoziiert. Im Gegensatz zur Fliege, die als Symbol für Sünde und Krankheit gesehen wurde, galt der Stieglitz als „reiner Vogel“ und Symbol der durch Leiden geläuterten Seele.

Talisman gegen die Pest

Weil man sich von ihnen eine Schutzwirkung gegen Krankheiten versprach, wurden der Stieglitz und andere Vögel, besonders solche mit roten Federn, gerne gefangen und in Käfigen gehalten. Im Mittelalter waren Stieglitze als Talisman gegen die Pest populär. Ein spätmittelalterliches Gesundheitsbuch nennt gar gebratene Stieglitze als Heilmittel gegen Bauchgrimmen. Manchmal dienten die lieblichen Tiere aber – wie auch Lerchen und Nachtigallen – nur zur Erbauung.

Der Naturschutzbund Deutschland und der Landesbund für Vogelschutz haben den Stieglitz 2016 zum Vogel des Jahres gewählt. Wie viele seiner Artgenossen leidet der Stieglitz unter der schwindenden Struktur- und Artenvielfalt. Sein Gesang gleicht einem hastigen Zwitschern, das auf die typischen rhythmischen „Stiglit“-Rufe folgt. Klassikliebhaber wissen, dass Antonio Vivaldi in seinen „Vier Jahreszeiten“ genau diese Klangfarbe einbaute und so dem Stieglitz ein musikalisches Denkmal setzte.



◀ Raffaels „Madonna mit dem Stieglitz“ („Madonna del Cardellino“). Das um 1506 entstandene Bild, das sich in der Galleria degli Uffizi in Florenz befindet, zeigt Maria mit dem Jesuskind und dem Johannesknaben. Er reicht Jesus einen Distelfink, damit dieser ihn streicheln kann. Jesus blickt dabei nicht den Vogel, sondern Johannes an.

Foto: akq-images

Susanne Loreck



▲ Diese letzte Aufnahme von Reichspräsident Friedrich Ebert entstand knapp zwei Wochen vor seinem Tod. Foto: ADSD/Friedrich-Ebert-Stiftung

Vor 150 Jahren

Die Republik als „Mission“

Präsident Ebert kämpfte mutig für Einheit und Demokratie

„Für Freiheit, Recht und soziale Wohlfahrt“ – die Verteidigung dieser Prinzipien hatte sich der erste Reichspräsident der Weimarer Republik auf die Fahne geschrieben. Friedrich Ebert gehörte zur Sorte moderater und aufrechter Demokraten, von denen die umkämpfte Republik von Weimar tragischerweise stets zu wenige zählte.

Ebert wurde am 4. Februar 1871 in Heidelberg als Sohn eines Schneiderhepaares in eine kinderreiche Familie geboren. Er wuchs in der Lebenswelt der Kleinhandwerker, Arbeiter und Tagelöhner auf. Nach der Volksschule absolvierte er eine Sattlerlehre. Während der damals üblichen Wanderjahre begann er sich politisch zu engagieren und trat 1889 in die SPD und die Sattlergewerkschaft ein.

Die SPD öffnete ihm die Chance zur Politikkarriere: 1893 wurde er Redakteur der Bremer Parteizeitung, 1899 Mitglied der Bürgerschaft. Er kämpfte für Mindestlöhne und eine Begrenzung der Arbeitszeit. 1905 ging er als jüngstes Mitglied des SPD-Parteivorstands nach Berlin. Ebert war Realpolitiker, kein Ideologe; als Mann des Ausgleichs und als Organisationstalent vermittelte er zwischen den Parteiflügeln und den Gewerkschaften.

Als 1912 die SPD stärkste Fraktion im Reichstag wurde, erhielt auch Ebert ein Mandat. Nach dem Tod August Bebel's 1913 wurde er neben Hugo Haase zum Vorsitzenden gewählt. Im Ersten Weltkrieg verlor Ebert zwei seiner Söhne. Innerhalb der SPD konnte er die Abspaltung des linken USPD-Flügels nicht verhindern.

Eine zentrale Rolle spielte er während der Novemberrevolution 1918/19: Nach dem Ende der Monarchie stand Ebert als Reichskanzler und Vorsitzender des Rats der Volksbeauftragten plötzlich an der Regierungsspitze. Während sich die Militärs und bisherigen Eliten aus der Verantwortung stahlen, wurde Eberts SPD in die Rolle des Konkursverwalters gedrängt.

Am 11. Februar 1919 wurde Ebert von der Nationalversammlung zum ersten Reichspräsidenten gewählt: „Die Republik zum Siege zu führen, sie zu festigen, zu verankern, das ist unsere historische Mission“, sagte er später. Als Streitschlichter verteidigte er die Demokratie gegen zahllose Feinde: „Ich glaube, wir alle, die wir im öffentlichen Leben politisch tätig sind, haben zu einem gewissen Teil diese Pflicht, uns nicht als Vertreter nur eines Teiles, sondern als Vertreter des ganzen Volkes zu fühlen.“

Regierungskrisen, der Versailler Vertrag, der Kapp-Putsch 1920 sowie die Hyperinflation und die alliierte Ruhrbesetzung des Krisenjahres 1923 ließen die junge Republik nicht zur Ruhe kommen. Von 1919 an wurde Ebert vor allem durch die politische Rechte diffamiert. Durch Hetzkampagnen herabgewürdigt, musste er über 200 Beleidigungsprozesse führen.

1925 wertete ein Magdeburger Gericht Eberts Handeln als „Landesverrat“ (rehabilitiert wurde er posthum 1931). Für jenen Prozess hatte Ebert eine überfällige Blinddarmoperation zu lange hinausgezögert – es kam zum Blinddarmdurchbruch, der Ebert am 28. Februar 1925 mit nur 54 Jahren das Leben kostete.

Michael Schmid

Historisches & Namen der Woche

30. Januar

Martina, Mary Ward

Als Jugendlicher installierte Ferdinand Porsche bereits elektrische Klingeln und versorgte sein Elternhaus mit elektrischem Licht. Später gründete der Automobilkonstrukteur – auf ihn geht auch der VW Käfer zurück – die Firma Porsche. Modelle wie der 911, der Carrera und der Boxter machten ihn berühmt. Porsche starb vor 70 Jahren.



Yongle 1421 die „Verbotene Stadt“ in Peking als neue Residenz ein. Die mehrere hunderttausend Quadratmeter umfassende Anlage, die vom gemeinen Volk nicht betreten werden durfte, ist heute Weltkulturerbe.

3. Februar

Blasius, Ansgar

Elizabeth Blackwell war eine der ersten Ärztinnen mit Hochschulabschluss. Die Britin, die sich für Präventivmedizin und Hygiene einsetzte sowie mit Florence Nightingale Ärzte und medizinisches Personal ausbildete, kam vor 200 Jahren zur Welt.



31. Januar

Don Bosco

Maximal drei Minuten durfte ein Gespräch dauern, doch diese Kommunikation war besser als nichts: 1971 schaltete die DDR zehn Fernsprechleitungen nach Westberlin wieder frei. Fast 20 Jahre vorher hatte das Regime unter Walter Ulbricht alle 4000 Leitungen nach Westberlin kappen lassen und die Spaltung der früheren Hauptstadt vorangetrieben.

1. Februar

Brigitta von Kildare

„La Bohème“, das effektvolle Musikdrama von Giacomo Puccini, wurde vor 125 Jahren in Turin uraufgeführt. Das Stück, das Leben, Leid und Liebe im Pariser Künstlermilieu auf die Bühne brachte und zunächst das Publikum enttäuschte, wurde zu einer der meistgespielten Opern weltweit.

2. Februar

Darstellung des Herrn, Lichtmess

Mit einer Feier, an der mehr als 25 000 Gäste anwesend gewesen sein sollen, nahm der chinesische Kaiser

4. Februar

Rabanus Maurus, Veronika

Beim Stichwort „Fürst Pückler“ denkt man vielleicht zuerst an Eis aus Erdbeer, Schokolade und Vanille zwischen zwei Waffeln und weniger an Hermann Fürst von Pückler-Muskau. Der deutsche Landschaftsarchitekt, Schriftsteller und Weltreisende, der extravagante Parkanlagen schuf und nach dem ein Koch besagtes Eis-Dessert benannte, starb 1871.

5. Februar

Agatha, Adelheid

Als erstes Stahlbetonbauwerk dieser Art wurde auf dem Hohen Bopser vor 65 Jahren der 216,6 Meter hohe Stuttgarter Fernsehturm eröffnet. Mit der Aussichtsplattform und dem Turmrestaurant bietet das Ausflugsziel der baden-württembergischen Landeshauptstadt einen kolossalen Blick über die Stuttgarter Altstadt und das Neckartal. Zudem war es weltweit Vorbild für Nachbauten.

Zusammengestellt von Lydia Schwab



▲ Die „Verbotene Stadt“ in Peking: In ihr befanden sich unter anderem die Paläste der einstigen Herrscher. Die Dächer der meisten Hauptgebäude waren teilvergoldet. Kein Gebäude in Peking durfte die Verbotene Stadt in der Höhe überragen.

SAMSTAG 30.1.

▼ Fernsehen

📺 23.45 ARD: **Wort zum Sonntag.** Mit Pfarrer Wolfgang Beck, Hildesheim (kath.).

▼ Radio

11.05 DLF: **Gesichter Europas.** Wie Portugal die EU prägen will.
14.00 Horeb: **Medjugorje-Jubiläums-Kongress.** Zum 40. Jahrestag der Marienerscheinungen. Vorträge, Zeugnisse, Lobpreis.

SONNTAG 31.1.

▼ Fernsehen

📺 9.30 ZDF: **Katholischer Gottesdienst** aus der Stiftskirche Sankt Peter in Salzburg. Zelebrant: Erzabt Korbinian Birnbacher OSB.
📺 19.15 BR: **Unter unserem Himmel.** Die Orgelbauer von Nußdorf. Doku.
20.15 Arte: **Die versunkene Stadt Z.** Abenteuerfilm über den Entdecker Percy Fawcett.

▼ Radio

6.10 DLF: **Geistliche Musik.** Bach-Kantate zum 4. Sonntag nach Epiphania und Werke u.a. von Georg Friedrich Händel.
7.05 DKultur: **Feiertag.** Vergebung. Ein befreiter Weg in die Zukunft. Von Pastor Diederich Lüken, Balingen (evang.).
8.35 DLF: **Am Sonntagmorgen.** Wie fühlt sich Sündenvergebung an? Designstudenten machen katholische Rituale erlebbar.

MONTAG 1.2.

▼ Fernsehen

23.35 ARD: **Die Kirche bin ich – Wie der Papst unfehlbar wurde.** Auf den Spuren des Dogmas der Unfehlbarkeit.

▼ Radio

6.20 DKultur: **Wort zum Tage.** Pfarrer Christoph Seidl, Regensburg (kath.). Täglich bis einschließlich Samstag, 6. Februar.
10.00 Horeb: **Lebenshilfe.** Konstruktiver Umgang mit Konflikten.
22.03 DKultur: **Kriminalhörspiel.** Vereinzelt etwas Nieselregen. Von Monika Buschey. WDR 2010.

DIENSTAG 2.2.

▼ Fernsehen

7.30 BibelTV: **Club 700.** „Ich mag mich nicht.“ Geschichten über Menschen.
20.15 Sat1: **Honig im Kopf.** Tragikomödie um einen Alzheimerpatienten.

▼ Radio

20.10 DLF: **Hörspiel.** Berichte und Gespräche zum Hörspiel in aller Welt.
22.03 DKultur: **Feature.** Mama, ich kann nicht mehr. Wenn junge Menschen unter Depressionen leiden. Von Charly Kowalczyk.

MITTWOCH 3.2.

▼ Fernsehen

10.30 BibelTV: **Alpha und Omega.** Im Gespräch mit Peter Niedergesäss, lange für die Katholische Arbeitnehmer-Bewegung aktiv.

▼ Radio

14.00 Horeb: **Spiritualität.** Der Wallfahrtsort Neviges. Mit Abbé Phil Dieckhof, Kaplan.
20.10 DLF: **Aus Religion und Gesellschaft.** „Gott ist tot!“ – und Nietzsche unsterblich. Von Klaus Englert.

DONNERSTAG 4.2.

▼ Fernsehen

19.40 Arte: **Wir halten die Stellung.** Der Corona-Winter in Europa.
📺 22.40 MDR: **Diagnose unheilbar.** Was am Ende zählt. Ines bekam mit 47 die Diagnose Gebärmutterhalskrebs.

▼ Radio

9.05 DLF: **Kalenderblatt.** Vor 150 Jahren. Der Politiker Friedrich Ebert wurde geboren.
20.03 DKultur: **Konzert.** Werke für Violine und Klavier u.a. von Robert Schumann und Dmitrij Schostakowitsch.

FREITAG 5.2.

▼ Fernsehen

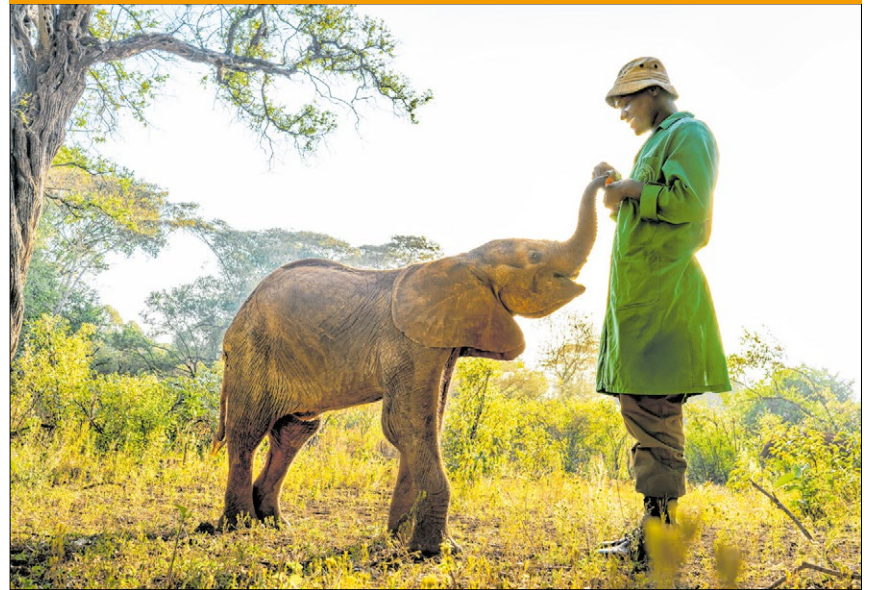
📺 12.30 3sat: **Gefühlswelten.** Liebe in Zeiten des Kapitalismus. Ist romantische Liebe ein reines Konsumprodukt? Doku.
22.05 RTL2: **Minority Report.** Science-Fiction-Film von Steven Spielberg.

▼ Radio

19.15 DLF: **Mikrokosmos.** Kulturreportage über die Dresdner Philharmonie in der Pandemie.
20.30 Horeb: **Credo.** Über Gott und die Welt – Die Bedeutung der Naturwissenschaft heute. Mit Schwester Dr. Lydia la Dous OP.

📺: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Genügend Wasser für die Kleinsten

Der Mensch verändert die Regelsysteme der Erde, ohne die langfristigen Folgen ernsthaft zu erwägen. Die Dokumentation „**Terra X: Ein perfekter Planet**“ (ZDF, 31.1., 19.30 Uhr, mit Untertiteln) stellt Menschen vor, die mit ihren Projekten eine weitere Erderwärmung verhindern wollen und Arten retten, die vom Klimawandel bedroht sind. In Kenia beispielsweise kämpft Wildtierschützerin Angela Sheldrick um das Leben von Babyelefanten. Die immer länger anhaltenden Dürren setzen die Elefantenpopulationen immer stärker unter Druck. Viele Tiere verdursten, und oft können überhaupt nur die Kleinsten gerettet werden. *Foto: ZDF/Nick Shoolingin-Jordan*



Ein Rentner mag nicht vegetarisch

Große Veränderungen stehen im Dörfchen Schönhorst an: Die einen wollen Windräder aufstellen, die anderen Touristen anlocken. Und der lokale Gasthof bietet nur noch Vegetarisches an. In der Komödie „**Krauses Zukunft**“ (ARD, 5.2., 20.15 Uhr, mit Untertiteln) schmeckt das Polizeihauptkommissar a.D. Horst Krause (gespielt von Horst Krause, rechts) gar nicht. So geht er auf Konfrontationskurs – unter anderem zu Bürgermeister Stübner (Boris Aljinovic), der den Ort in ein Urlauberdorf umgestalten will. Bis Krause schließlich lernt: Ohne Veränderungen geht es nicht. *Foto: rbb/ARD Degeto/Arnim Thomaß*

Der lange Weg des Nelson Mandela

Südafrika in den 1940er Jahren: Der junge charismatische Anwalt Nelson Mandela will nicht mehr hinnehmen, dass für Schwarze andere Rechte als für Weiße gelten. Um gegen das Apartheidsystem zu kämpfen, schließt er sich der Bewegung des African National Congress (ANC) an. Die Filmbiografie „**Mandela – Der lange Weg zur Freiheit**“ (RBB, 4.2., 20.15 Uhr) mit Idris Elba in der Hauptrolle zeigt die Jahrhundertgestalt als Mensch mit Stärken und Schwächen, ohne dessen historische Bedeutung zu schmälern. Auch auf seine Frau Winnie, die ihr Leben dem Kampf ihres Mannes widmete, wirft das Drama einen differenzierten Blick.

Senderinfo

katholisch1.tv

im Internet www.katholisch1.tv,
Satellit Astra: augsburg tv (Senderkennung „a.tv“), sonntags 18.30 Uhr; TV Allgäu (Senderkennung „Ulm-Allgäu“), sonntags 19.30 Uhr.

Radio Horeb

im Internet www.horeb.org; über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ sowie Satellit Astra, digital: 12,604 GHz.

Erzählung

Der Schneemann auf dem Dach

Am Morgen stand der Schneemann auf dem Dach. Bernemann wollte seinen Augen nicht trauen. Er kam ins Haus gerannt. „Peter, hör mal“, krächte der kleine Kerl völlig außer Atem, „draußen steht ein Schneemann auf dem Dach.“ Ich schaute ihn an. Er war ganz aufgeregt. Total von den Socken. „Ein Schneemann? Auf was für einem Dach?“ „Auf dem Dach der Gartenlaube.“

Wir hatten im Garten eine uralte Laube gleich hinter der Garage, ein Hüttchen, wo man bei schönem Wetter sitzen und Zeitung lesen konnte. Es war ziemlich unwahrscheinlich, dass ein Schneemann aufs Dach dieser Gartenlaube geraten war. Schneemänner fallen schließlich nicht aus dem Himmel auf kleinbürgerliche Gartenlauben herab.

„Du fantasierst, Bernemannchen“, erklärte ich folgerichtig. „Wie soll ein Schneemann auf unsere Gartenlaube kommen?“ „Das weiß ich nicht“, grummelte der kleine Kumpel. „Ich weiß nur, dass ich den Schneemann gesehen habe. Gehst du mit mir raus?“ „Ach nein. Ist mir zu kalt.“ Er packte meine Hand und zerrte mich hinter sich her. „Ich zeig’s dir“, trällerte er. „Du wirst schon sehen.“

Draußen sah ich, dass auf dem Dach der Laube tatsächlich ein



Schneemann stand, ungefähr 1,20 Meter hoch, mit Kopf und Körper. Die Augen bestanden aus zwei dunkelblauen Tonmurmeln, die Nase war ein Stück rote Kreide und der Mund offenbar ein Fetzen brauner Pappe, mit der Schere sorgfältig zurechtgeschnitten... Das winterliche Kunstwerk wurde von einem grauen Filzhut gekrönt.

„Das ist mein Hut!“, rief ich empört. „Wie kommt mein Hut auf diesen Schneemann? Das ist ja...“

Von links erklang fröhliches, schelmisches Lachen und Kichern. Bastian und Saskia, die Nachbarkinder, standen am Gartentor. „Jetzt ist alles klar“, stellte Bernemann fest. „Ihr zwei habt diesen Schneemann auf’s Dach gebaut. Und dann habt ihr heimlich beobachtet, wie ich mich wundere.“

„Ein Schneemann?“, fragte Bastian überaus scheinheilig. „Was für ein Schneemann denn?“, wollte Saskia mit unschuldiger Miene wissen.

Ein wenig künstlich klangen die beiden ja schon. „Wieso denn Schneemann?“, hakte Bastian arglos nach. Bernemann stemmte die Faustchen in die Hüfte. „Tut doch nicht so! Ihr wisst genau, um was es geht.“

Die Nachbarkinder schauten in Richtung Laubendach. „Ach, schau mal“, heuchelte Bastian, „dort steht ja ein Schneemann auf dem Dach.“ „Tatsächlich“, säuselte Saskia. „Wie kommt denn der Schneemann aufs Dach?“ Langsam merkte man, dass sie ihr Lachen und Prusten kaum noch verbergen konnten. Der kleine Kumpel Bernemann schüttelte den Kopf und grinste. „Ihr seid vielleicht zwei Witzbolde. Wollen wir nachher zum Rodeln gehen?“

Ich räusperte mich. „Wie habt ihr denn den Schneemann auf die Laube gebracht?“ „Wir hatten eine Leiter“, erklärte Bastian. „Und der Schnee?“ „Lag genug auf dem Dach. Ein paar Handvoll haben wir noch von der Garage geholt. Bernemann hat ganz schön gestaunt.“ Ihr Streich gefiel den beiden, man sah es deutlich. „Ja“, sagte ich. „Und ich auch.“

„Das ist ein prima Spaß, nicht wahr, Herr Andersen?“, meinten sie stolz. „Ich hoffe, ihr wart vorsichtig“, entgegnete ich. Aber wenn ihr so etwas nochmal machen solltet...“ Ich legte eine rhetorische Pause ein. „Ja, Herr Andersen?“ „Dann lasst bitte meinen Hut aus dem Spiel.“

Text: Peter Biqué; Foto: gem

Sudoku

			3	6	9	5	4	
3	1	5				8	6	
	4	9	2		5		7	
4			1	3			8	9
9				2	4		6	7
2	7	1	8				5	3
				9	4		8	3
8	9	3		5	2	7		4
1	6	4		8				

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 3.

	1					7	8	6
	6		1			3	9	
	8		7	6	4			
6				7	1		3	9
1				2			6	
2				9		4		
8	1	2		7				
3	4	9					2	
					8	9		5



© 2020 by Peter Biqué/Synalco. Alle Rechte vorbehalten.



Hingesehen

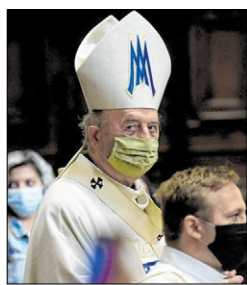
Für die aktuelle Wurfseason meldet der Nationalpark Niedersächsisches Wattenmeer einen neuen Rekord unter den 988 Kegelrobben: Im Dezember seien 372 Jungtiere gezählt worden, teilte die Nationalparkverwaltung in Wilhelmshaven mit. 2019 seien es 306 Jungtiere gewesen, vor zehn Jahren nur 40. Der Zuwachs sei ein Zeichen für den guten Schutz ungestörter Sandbänke im Nationalpark und Weltnaturerbe-Gebiet, hieß es. Gezählt werden die Tiere vom Flugzeug aus. Kegelrobben waren im Wattenmeer vermutlich zahlreich, bis sie aufgrund exzessiver Bejagung verschwanden. Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wanderten sie aus britischen Gewässern wieder ein.

Text: epd;

Foto: imago images/blickwinkel

Wirklich wahr

Der Vorsitzende der Tschechischen Bischofskonferenz, Erzbischof Jan Graubner, hat seine Covid-19-Erkrankung nur ganz knapp überlebt. Er habe an der „Schwelle zur Ewigkeit“ gestanden, sagte der Olmützer Erzbischof laut Kathpress im Interview des Portals olomouc.cz.



„Wenn du die Reaktion der Ärzte auf deinen Gesundheitszustand siehst und dir gesagt wird, dass deine Überlebenschance sehr gering ist, betrach-

test du die Dinge aus einer anderen Perspektive“, erklärte der 72-Jährige. „Du erkennst, dass deine einzige Gewissheit die Barmherzigkeit Gottes ist.“

Er empfinde die Genesung als „zusätzliches Geschenk“ des Himmels und blicke optimistisch in die Zukunft. Die Kirche in der Tschechischen

Republik engagiere sich seit Pandemie-Beginn in Solidaritätsprojekten und versuche, den Menschen so nahe wie möglich zu sein. *KNA*

Zahl der Woche

11,4

Prozent der Bevölkerung haben in irgendeiner Form an einem Weihnachtsgottesdienst teilgenommen. Das ergab eine Studie des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Evangelischen Kirche in Deutschland. Nur 4,8 Prozent besuchten einen Gottesdienst in einer Kirche oder im Freien. Alternativen wie Gottesdienste im Fernsehen, Radio, Online oder im Familienkreis seien von 9,9 Prozent der Befragten wahrgenommen worden, teilte das Institut in Hannover mit. Bei den befragten Katholiken gaben 7,3 Prozent an, einen Gottesdienst im Freien oder in einem geschlossenen Raum besucht zu haben, bei den Protestanten waren es 4,4 Prozent.

Wichtiger als die Frage nach dem Gottesdienst war den Deutschen am von Corona überschatteten Christfest das Thema Familie. 49,7 Prozent hätten angegeben, dass ihnen das persönliche Zusammensein sehr gefehlt habe. *KNA*

Impressum

Katholische Sonntagszeitung für Deutschland

Sankt Ulrich Verlag GmbH
Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0
www.katholische-sonntagszeitung.de

Geschäftsführer:
Johann Buchart

Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion:
Dr. Peter Paul Bornhausen,
Victoria Fels (Nachrichten),
Ulrich Schwab, Simone Sitta

Nachrichten:
Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches.

Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 38 vom 1.1.2021.

Anzeigenschluss: 10 Tage vor Erscheinen

Mediendesign:
Gerhard Kinader
Telefon: 08 21/5 02 42-36

Druck und Repro:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg.

Bankverbindung:

LIGA Bank eG
Konto-Nr. 115800, BLZ 75090300
IBAN DE5175090300000115800
BIC GENODEF1M05



Leserservice, Vertrieb und Marketing

Karola Ritter,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
E-Mail: vertrieb@suv.de
Telefon: 08 21/5 02 42-12

Leserservice: 08 21/5 02 42-53
Telefax: 08 21/5 02 42-80

Bezugspreis:
Vierteljährlich EUR 23,55.
Einzelnummer EUR 1,85.
Bestellungen nimmt der Abonentenservice entgegen. Abbestellungen sind sechs Wochen vor Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten.

Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Wieder was gelernt

1. Welcher Körperteil gab der Kegelrobbe ihren Namen?

- A. die Ohren
- B. die Flossen
- C. Kopf und Zähne
- D. das Hinterteil

2. Wo gab es im 13. Jahrhundert die meisten Pfarreien?

- A. Im damaligen Bistum Nürnberg
- B. In Mähren mit dem Bistum Olmütz
- C. Im Bistum Prag
- D. Im Bistum Augsburg

Stets geduldig und offen bleiben

„Unverhofft kommt oft“, heißt es: Eine Betrachtung zum Fest der Darstellung des Herrn

Geduld und Zuversicht – diese Haltung können Christen am Fest der Darstellung des Herrn (2. Februar) vom alten Simeon lernen. Und dass Gott manchmal in ganz anderer Form als erwartet vor einem steht.

Unverhofft kommt oft: Das hatte sich auch ein Jugendlicher gedacht, der seinem Vorbild einmal ganz nahe sein wollte. Weil es regnete, mussten die Kameraleute ins Trockene flüchten, um ihre Ausrüstung zu schützen. Der Junge nutzte das aus und hatte freie Bahn, um den Chef eines großen Unternehmens um einen Praktikumsplatz zu bitten. Lange hatte er sich überlegt, wie es wohl möglich sein könnte, sein Anliegen persönlich vorzutragen. Und dann kam alles ganz anders, und auf einmal erfüllte sich der Traum des Jugendlichen ganz spontan. So ist es eben manchmal im Leben. Nicht umsonst sagt man ja auch: „Erstens kommt es anders und zweitens als man denkt.“

Die Verheißung Gottes

Dem greisen Simeon, von dem das Lukasevangelium erzählt, ist es vielleicht ganz ähnlich ergangen: „In Jerusalem lebte ein Mann namens Simeon. Dieser Mann war gerecht und fromm und wartete auf den Trost Israels und der Heilige Geist ruhte auf ihm. Vom Heiligen Geist war ihm offenbart worden, er werde den Tod nicht schauen, ehe er den Christus des Herrn gesehen habe.

Er wurde vom Geist in den Tempel geführt; und als die Eltern das Kind Jesus hereinbrachten, um mit ihm zu tun, was nach dem Gesetz üblich war, nahm Simeon das Kind in seine Arme und pries Gott mit den Worten: Nun lässt du, Herr, deinen Knecht, wie du gesagt hast, in Frieden scheiden. Denn meine Augen haben das Heil gesehen, das du vor allen Völkern bereitet hast, ein Licht, das die Heiden erleuchtet, und Herrlichkeit für dein Volk Israel“ (Lk 2,25–32).

Simeon „wartete auf den Trost Israels“, heißt es. Und weil er eben schon ein recht alter Mann war, kann man annehmen, dass er wohl schon recht lange gewartet hat. Wird er denn überhaupt einmal kommen, der Christus des Herrn? Wird er ihn denn wirklich von Auge zu Auge schauen dürfen?

Freilich: Vom Heiligen Geist war Simeon offenbart worden, dass sein



▲ Der Gottesdienst am Fest der Darstellung des Herrn, auch „Mariä Lichtmess“ genannt, beginnt mit einer Lichterprozession und der Segnung der Kerzen für das ganze Jahr. Foto: KNA

Warten nicht vergeblich ist, dass sich erfüllt, was ihm vorhergesagt worden ist. Aber allzu menschlich ist es auch, dass man irgendwann ins Zweifeln kommt. Dass man irgendwann anfängt zu fragen, ob das Warten nicht vergeblich ist. Wir können nur mutmaßen, wie oft sich Simeon in seiner Phantasie ausgemalt hat, wie es wohl aussehen wird, wenn er dem Christus des Herrn endlich begegnen darf.

Erwartung und Vertrauen

Unverhofft kommt oft: So jedenfalls mag es dem greisen Mann im Tempel ergangen sein, als plötzlich Maria und Josef und das Kind vor ihm stehen. Und er „nahm das Kind in seine Arme und pries Gott“, heißt es im Evangelium weiter. Auf einmal erfüllt sich das, worauf Simeon schon sein ganzes Leben gewartet hat: Er darf den Christus schauen, er darf ihm begegnen, er darf ihn in seinen Armen halten.

Ob er sich es wohl so vorgestellt hat? Ob er wohl wusste, dass der Christus als kleines Kind von armen Eltern in den Tempel gebracht wird? Vielleicht hat er sich diese bahnbre-

chende Begegnung ganz anders ausgemalt. Weil er eine andere Vorstellung vom Messias hatte, wie sie bei den Propheten des Alten Testaments so oft beschrieben wird. Der Messias, der in Macht und Herrlichkeit erscheint, der Gericht über die Erde hält, der das ewige Friedensreich heraufführt. Und dann sieht Simeon ein schutzbedürftiges Kind im Arm seiner Eltern. Ein unverhofftes Ereignis, das für den greisen Mann zur Erfüllung seines Lebens wird.

Der Christus kommt Simeon entgegen, er muss gar nichts tun, gar nichts planen. Das ist eben so, wenn Gott den Menschen begegnen will: Er kommt zu ihnen, er kommt in ihre Welt, er wird selber Mensch in einem kleinen Kind. Und wir können nichts dazutun, wir können das nicht ändern oder beschleunigen.

Wir müssen warten und uns beschenken lassen von dem Gott, der uns auch heute begegnen will. Von Simeon dürfen wir lernen, wie sich eine innere Haltung der Gelassenheit aufbaut: warten, ohne es infrage zu stellen, ausharren, auch wenn es länger dauert als gedacht. Simeon gibt nicht auf, obwohl er schon ein Mann im fortgeschrittenen Alter ist.

Er weiß, dass es sich erfüllen wird. Gott kommt uns in seinem Sohn entgegen, er will uns begegnen. Darauf dürfen wir uns einlassen. Darauf dürfen wir vertrauen.

Unverhofft kommt oft: Das gilt auch für unsere Begegnung mit Christus, dem Herrn. Wir müssen nichts machen, wir dürfen einfach da sein und bereit sein für sein Kommen. Wie Simeon dürfen wir einfach nur Ausschau halten und seine Ankunft sehnsüchtig erwarten. Wann und wie er uns begegnen will, das wird sich zeigen.

Er ist da – nur anders

Eines aber ist für die Begegnung mit Christus unabdingbar: Wir brauchen wache Augen, die ihn erkennen, die seine Gegenwart wahrnehmen, auch wenn wir gerade gar nicht mit ihr rechnen. Denn er kommt zu uns, wenn wir gar nicht mit ihm rechnen. Er ist da, auch wenn wir seine Nähe gerade gar nicht eingeplant haben. Unverhofft will er uns begegnen – manchmal sogar im unscheinbaren Angesicht unserer Mitmenschen.

Fabian Brand



© Bernd Deschauer_pixelio.de

Wer sich von den Sorgen ergreifen lässt und es seinen Gedanken erlaubt, vom Lärm der Dinge der Welt überwältigt zu werden, verurteilt sich zur absoluten Unmöglichkeit, in die Geheimnisse des unsichtbaren Gottes einzudringen.

Rabanus Maurus

DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

Sonntag, 31. Januar
Vierter Sonntag im Jahreskreis
Die Menschen waren voll Staunen über seine Lehre. (Mk 1,22)

Staunen: unwillkürlich innehalten angesichts von etwas, das außerhalb meines Horizontes liegt, überwältigt sein, verweilen, schauen, verstehen wollen. Lassen wir uns von Jesus Christus in Staunen versetzen über das, was er uns zu sagen hat, über das, was er uns über Gott und unser Leben sagt!

Montag, 1. Februar
Sie haben aufgrund des Glaubens Königreiche besiegt, Gerechtigkeit geübt, Verheißungen erlangt, Löwen den Rachen gestopft. (Hebr 11,33)

Der Hebräerbrief erinnert uns an die Kraft des Glaubens, der über die Mächte der Welt hinauswachsen lässt. Mit Gott sind wir in der Welt, aber nicht von der Welt. Wir werden befähigt, wahre Gerechtigkeit zu üben und haben vermeintlich übermächtigen Gegnern des Glaubens etwas entgegenzuhalten.

Dienstag, 2. Februar
Darstellung des Herrn - Lichtmess
Er wartete auf den Trost Israels und der Heilige Geist ruhte auf ihm. (Lk 2,25)

Etymologisch hängt das Wort Trost mit dem indogermanischen Wortstamm „treu“ und „trauen“ zusammen und ebenso mit „Festigkeit“. Gott ist seiner Verheißung treu gewesen und hat den Retter gesandt. Wir können ihm trauen, in ihm festen Stand gewinnen und als getroste, gefestigte Menschen leben.

Mittwoch, 3. Februar
Jesus rief die Zwölf zu sich und sandte sie aus, jeweils zwei zusammen. (Mk 6,7)

Eine nur kleine Gemeinschaft ist da unterwegs, so wie wir uns in diesen Tagen auch nicht in großen Menschenmengen bewegen. Auch wir haben, wie die ers-

ten Jünger, Jesus in unserer Mitte und sind von ihm gesandt, um der Frohen Botschaft der Erlösung und Hoffnung in der Welt ein Gesicht zu geben.

Donnerstag, 4. Februar
Ihr seid zum Berg Zion hinzugetreten, zur Stadt des lebendigen Gottes, dem himmlischen Jerusalem, zu Tausenden von Engeln, zu einer festlichen Versammlung und zur Gemeinschaft der Erstgeborenen, die im Himmel verzeichnet sind, und zu Gott, dem Richter aller, zu den Geistern der schon vollendeten Gerechten, zum Mittler eines neuen Bundes, Jesus. (Hebr 12,22ff)

In welcher ehrfurchtgebietender, froher Gesellschaft befinden wir uns! Führen wir uns das heute vor Augen und freuen uns, dort unsere Heimat zu haben!

Freitag, 5. Februar
Gott selbst hat gesagt: Ich werde dich keineswegs aufgeben und niemals verlasse ich dich. (Hebr 13,5)

Dieses Wort trifft ins Herz. In aller Besorgnis, die uns erfüllt, dürfen wir uns immer wieder im Gebet dieser tiefen Gewissheit zuwenden und uns zusagen lassen: Gott übersteigt die konkrete Situation und hält dich - vertraue ihm!

Samstag, 6. Februar
Kommt mit an einen einsamen Ort, wo wir allein sind, und ruht ein wenig aus! (Mk 6,31)

Nehmen wir heute Jesu Einladung an! Gehen wir mit ihm ein wenig an einen einsamen Ort und suchen Ruhe und Klarheit bei ihm: Wovon bin ich so in Beschlag genommen, dass es Überhand über mein Leben gewinnt? In seinem Licht können wir unsere Prioritäten neu ordnen.



Schwester Anna Jungbauer ist Benediktinerin der Abtei St. Walburg in Eichstätt und als Lehrerin und in der Schulpastoral an einer diözesanen Realschule tätig.



St. Verena

Zeitschrift für die Frau im katholischen Pfarrhaus





4 x im Jahr
bestens
informiert!

- Informationen aus der Berufsgemeinschaft
- praktische Tipps für Haushalt, Garten und Gesundheit
- Gebete, Impulse, meditative Bilder

Ja,

schicken Sie mir die mit 4 Ausgaben jährlich erscheinende Zeitschrift **St. Verena** für mindestens 1 Jahr zum günstigen Jahresbezugspreis von EUR 12,00 (incl. Zustellgebühr).

Zustellungsbeginn _____

Name / Vorname _____

Straße / Hausnummer _____

PLZ / Ort _____

Ich bin damit einverstanden, dass die zu entrichtende Abonnementgebühr jährlich von meinem Konto abgebucht wird.

IBAN _____

BIC _____ Name des Geldinstituts _____

X Datum, Unterschrift _____

Bitte ausfüllen und einsenden an: Mediengruppe Sankt Ulrich Verlag GmbH, Leserservice **St. Verena**, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg.

Vertrauensgarantie: Diese Bestellung kann innerhalb zwei Wochen schriftlich widerrufen werden. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs.